



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte des Wohnens  
zwischen Zerstörung, Wiederaufbau und Wohlstand:  
Wien in den 1950er Jahren“

verfasst von / submitted by

Alexandra Weilandt-Justin, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 066 689

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Masterstudium Zeitgeschichte

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Christian-Hubert Ehalt



"Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle. Es ist das Grundgefühl, das an der Wiege von wahrer Kunst und Wissenschaft steht. Wer es nicht kennt und sich nicht wundern, nicht mehr staunen kann, der ist sozusagen tot und sein Auge erloschen."

Albert Einstein

(Motto einer Wiener Vorlesung)

Dieser Gedanke Einsteins lebt in der Lehre von Univ. Prof. Dr. Christian-Hubert Ehalt. Mein Dank gilt ihm, seiner mich begleitenden Geduld und seiner mich immer wieder positiv motivierenden Förderung, nicht zuletzt in der Sicht interdisziplinärer Aspekte in seinen Vorlesungen und Seminaren.

Und vor allem gilt mein Dank meiner lieben Familie, die mir immer und auch diesmal rundum geholfen hat.

## INHALT

1.1. Einleitung	4
1.2. Literarische Umrahmung eins: Reinhard Priessnitz	9
2. 1945	11
3. Die Fünfziger Jahre – im Rückblick	13
4. Motor des Aufschwungs: Das Bauen	
4.1. Bauen als Programm	15
4.2. Bauen – Wirtschaftliche Impulse – Strukturwandel der Gesellschaft	18
5. Wohnkulturelle Paradigmen des Interieurs	
5.1. Neue Möbel für alle! [SW] Soziale Wohnkultur – eine konzertierte Aktion	21
5.2. Wie richten wir uns ein? Der Ratgeber	29
6. Technisierung und Modernisierung im Haushalt	33
7. Die Wohnung – die 'Arbeitsstätte der Hausfrau' Wohnkultur als Ausdruck soziokultureller Muster und Rollenbilder	40
8. Räume und Funktionen	
8.1. "Die Funktion bestimmt die Wohnung."	48
8.2. Raumbedarf und Größe der "Volkswohnung"	50
8.3. Das neue Wohnzimmer – zentraler Raum der Familie	53
8.4. Das (moderne) Zimmer der alten "Gang-Küche-Wohnung"	57
9. Abkehr vom alten Geschmack unter dem Diktat neuer Formensprache: Zwei Fallbeispiele zur Ästhetik der 1950er Jahre	60

10. Die Wohnwelt des Kindes in wachsender Bedeutung	65
11. Wunschbilder familiengerechten Wohnens	
11.1 Die Kleinfamilie als gesellschaftliches Leitbild	69
11.2 Familie und Wohnung – ein Synonym	74
11.3 Die Wohnung als soziale Insel der Enge	76
12. Vorschau ins Jahrzehnt der Sechziger	80
13.1. Schlussbetrachtung	82
13.2. Blick nach vorne und zurück – Literarische Umrahmung zwei: Peter Henisch	87
14. Literaturverzeichnis	
14.1. Sekundärliteratur	89
14.2. Quellen	98
Zusammenfassung	100
Abstract	101

## 1.1. EINLEITUNG

Die räumliche Dimension des Wohnens beeinflusst grundlegend die menschliche Existenz und das sozial-familiäre Leben, ohne dass man sich diesem Vorgang je entziehen könnte. Die Größe des zur Verfügung stehenden Raumes, die Konstellation und Abfolge der Räume zueinander, die unterschiedlichen Raumfunktionen, die Möblierung und Ausstattung der Wohnung und vieles mehr, all diese Faktoren, in kontinuierlicher Abfolge und Wechselwirkung, formen das Leben unaufhörlich und ganz entscheidend.

Im Jahrzehnt der 1950er werden diese Grundfunktionen wie folgt formuliert:

„Dabei spielt einer der drei Lebensbereiche Arbeiten – Wohnen – Erholen, nämlich das Wohnen, eine ganz bestimmte und überaus wichtige Rolle. Die Wohnung ... ist ... mehr als nur physischer Schutz ... Sie ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Entfaltung eines kulturvollen Daseins in einer geordneten Umwelt; das Kind empfängt in ihr seine ersten Eindrücke, die Familie lebt in ihr und schöpft Kraft aus ihr ...“<sup>1</sup>

Mit diesem kurzen Auszug des ranghohen Politikers Franz Jonas, damals Bürgermeister von Wien, befindet man sich schon mittendrin im Tenor der fünfziger Jahre. Dieser Tenor entspricht zugleich dem Ausdruck einer von Neuanfang und Aufbruch getriebenen Gesellschaft, und die angesprochenen Punkte umschreiben exakt die herausragenden Konstanten, die sich wie ein roter Faden durch jene Jahre ziehen sollten: Arbeiten – kulturvoll und geordnet – wohnen und erholen – Familie und Kind und Kraft; Signaturen, die in immer wiederkehrenden Manifestationen das ganze Jahrzehnt prägen und auch in vorliegender Arbeit wichtige Punkte darstellen neben den chronologisch angeordneten 'Eckfeilern' der Titelbegriffe Zerstörung, Wiederaufbau und Wohlstand.

Der Zeitrahmen, der für vorliegende wissenschaftliche Arbeit maßgeblich ist, umfasst die in sozialhistorischer Sicht einmalige Phase der 'langen' 1950er Jahre<sup>2</sup> – einer historisch gesehen nur relativ kurzen Zeitspanne, die dennoch gekennzeichnet ist durch außergewöhnliche Extreme zwischen einem Leben am Existenzminimum und den sich anbahnenden sozialen und kulturellen Veränderungen im folgenden Jahrzehnt der Sechziger.

---

<sup>1</sup> Der soziale Wohnungsbau der Stadt Wien, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien (= Buchreihe DER AUFBAU 32, Wien 1956), Franz Jonas, Wir bauen eine bessere Stadt, S. 3.

<sup>2</sup> Siehe zum Begriff der 'langen Fünfziger Jahre' mit dem Fokus auf deutsche Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte: Werner Abelshäuser, Die Langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949–1966 (= Historisches Seminar, Band 5, Düsseldorf 1987).

Es erstaunt, dass nach der Zerstörung von 87.000 Wiener Wohnungen – nahezu ein Drittel der ganzen Stadt – bereits 15 Jahre später von einer Wohlstandsgesellschaft gesprochen werden kann. Aus diesen Umständen resultiert die Forschungsfrage vorliegender Arbeit:

Was waren die Impulse für einen derartigen Aufschwung und wie weit wurden auch die Prämissen der Wohnsituation davon beeinflusst; waren Qualitäten des Wohnens involviert in die allgemeine ökonomische Dynamik, abgesehen von ersten elementarsten Baumaßnahmen, und in welchen sozialen und kulturellen Kontexten konnten sich Aspekte des Wohnens und der Wohnkultur diesbezüglich entwickeln?

Folgt man der Logik der Begriffe "Zerstörung, Wiederaufbau und Wohlstand", liegt eine Besserstellung auf der Hand. Inwieweit das sogenannt wirksame 'Wirtschaftswunder' nun tatsächlich das Leben der breiten Bevölkerung in Hinblick auf ihre Wohnsituation erreicht hat, muss überlegt werden, und ob eine Weiterentwicklung der Wohnbedingungen grundlegende Verbesserungen des Alltags ermöglicht hat oder im sozialen Wollen stagnierte.

#### Themenbereiche

In den folgenden Kapiteln sollen die wirtschaftlichen Fortschritte am Einrichtungssektor sowie wohnkulturelle, funktionale und ästhetische Bemühungen um geeignete Möblierungen aufgezeigt, zum Beispiel die Aktion der "Sozialen Wohnkultur", die sowohl einen neuen Möbelstil verspricht als auch durch neue technische Möglichkeiten der seriellen Erzeugung weitreichende wirtschaftliche Impulse setzen kann. Zu diesen Inhalten hat die Wiener Kunsthistorikerin Eva B. Ottlinger schon reichhaltiges Material präsentiert, das in dieser Arbeit aufgenommen und in Kontext mit sozialhistorischen Aspekten gesetzt wird.

Auffallend für den behandelten Zeitraum ist der eminent mediale Einsatz zu den Lebensbereichen Bauen und Wohnen, Einrichten und Haushalt. Es gab eine außerordentliche Fülle an Einrichtungsratgebern, Broschüren, Zeitschriften und Werbebotschaften, die sicher ihren Einfluss auf traditionelle bürgerliche Wohn- und Lebensstile hatten und die für forschungsbasierte Untersuchungen reichhaltiges Quellenmaterial darstellen. Dieser auffälligen Zeiterscheinung – das zukünftige Medienzeitalter bahnt sich hier bereits an – wird ein eigenes Kapitel gewidmet. Damit in Zusammenhang steht ein weiteres Kapitel dieser Arbeit: die Propagierung neuer Wohnkultur aus genderspezifischer Sicht, die vornehmlich als rückwärtsgerichtete Implementierung des Rollenbildes der Frau als Hausfrau dem weiblichen Alltag einen unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat. Die Diskrepanz zwischen der Vision der 'Reklame' einerseits und des durchschnittlichen Alltags andererseits lässt sich an Erhebungsdaten der Haushaltstechnisierung nachvollziehen.

Die konstante gesellschaftspolitische Betonung der sozialen Lebensform 'Familie' soll ebenfalls Gegenstand der Betrachtungen sein: Gegen Ende der 1950er und Anfang der 60er

Jahre erscheint uns heute der Höhepunkt der Familialisierung der europäischen Industriegesellschaften erreicht, der Schritt zur Familiengründung vom sozialen Privileg zur Norm geworden und die Familie eine Einheit, die in der Wohnung ihre vollkommene Entsprechung findet.

Letztlich sind die Determinanten des ökonomischen und sozialen Wandels zu bestimmen, die im Laufe des untersuchten Zeitraums zu einer Gesellschaft führen, die zunehmend von Konsumorientierung, voranschreitender Technisierung der Haushalte und Amerikanisierung der Lebenskultur gekennzeichnet und in jener Phase angekommen ist, die heute mit dem Zeitgeist der Fünfziger identifiziert wird: Im Wohnbereich sind dies die obligaten dynamischen Tapetenmuster, Tütenlampen oder etwa Plattenspielerchränke mit ausgestellten Möbelfüßen.

#### Methodischer Ansatz

Das Wohnen inkludiert einen inhaltsreichen Komplex von Lebensäußerungen und wird umgekehrt von vielen externen Faktoren beeinflusst. Als solch breitgefächertes Grundbedürfnis wird das Wohnen mit dem Ziel einer sozial- und kulturhistorischen Deutung hier auch in seinen unterschiedlichen Aspekten und Entwicklungslinien untersucht – gemäß eines Kernsatzes von Ernst Hanisch „Gesellschaftsgeschichte ist immer der Versuch, Heterogenes zusammenzudenken.“<sup>3</sup>

In Entsprechung dessen wird eine methodisch interdisziplinäre Herangehensweise gewählt, werden großteils sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte beleuchtet und ergänzend dazu soziologische, wirtschaftsgeschichtliche, design- und architekturhistorische Ansätze herangezogen, da ein isoliert einzelner Zugang im Kontext einer chronologischen Analyse der Komplexität des Begriffes Wohnen weder in seiner theoretischen noch praktischen Konzeption gerecht werden kann.

Die in dieser Arbeit vorrangig angewendete methodische Vorgangsweise der Analyse und Dokumentation ist die klassische textbasierte Diskursanalyse mit unterstützender Interpretation dinglicher und bildlicher Quellen durch reichhaltige Basisliteratur und reale Anschauung. Weiters sollen Vergleichsdaten aus statistischen Quellen besseres Verständnis und Überblick ermöglichen und in die Texte eingearbeitete Gesprächs- und Interviewbeiträge Untersuchtes ergänzen.

Neben sprachlichen 'Bildern' – Zitaten und Erzählungen von Zeitzeugen – und dinglichen Quellen – beispielsweise Wohngebäuden, Esszimmereinrichtungen, kleinen Alltagsgegenständen, technischen Geräten und anderem mehr – ist es naheliegend, dem

---

<sup>3</sup> Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (= Österreichische Geschichte in 10 Bänden, Herwig Wolfram (Hg.), Bd.: 1890 – 1990, Wien [1.Aufl.1994] 2005), S. 386.



Begriff „Leitbild“ entsprechend, sich auch real mit Bildern zu beschäftigen und zu versuchen, bestimmte Charakteristika und Symptome zu erkennen und festzumachen. Gerade die fünfziger Jahre waren eine stark 'Leitbild'-geführte und -geprägte Zeit, und es gibt aus dieser Ära wie oben erwähnt auch reichhaltiges Bildmaterial aus Frauen- und Wohnzeitschriften, die obendrein damals den Anspruch erhoben, zugleich auch Lebensratgeber zu sein, und vor allem auch aus dem öffentlich stark wirkenden Bereich der Reklame, wie die Werbung damals genannt wurde. Im Zuge der Bearbeitung dieser Quellen unter Wahrung eines kritischen Distanzbewusstseins offenbaren diese Medien meist sehr klar, welche Entwicklungslinien und Vorbilder wirksam sind, beispielsweise das in den 1950er Jahren gesellschaftlich dominante Leitbild der Familie.

### Literatur und Quellen

Zu den Begriffen Wohnen und Wohnungsgeschichte – und hier auch speziell zur Wohnkultur der fünfziger Jahre – gibt es ausreichend publizierte, themenbezogene Texte, die einen zufriedenstellenden Recherche-Vorgang möglich machen.

Trotz umfangreicher Literatur jedoch fand sich kein auffälliger Diskurs, sondern es war vielmehr eine auffallend große Übereinstimmung, um nicht von Kopien zu sprechen, in den Beurteilungen dieser Epoche und des speziellen Sujets Wohnen in Wien.

Da der zeitliche Abstand der behandelten Thematik zur Gegenwart ein sehr geringer ist, lässt sich auch nicht immer eindeutig festlegen, ob vorhandenes Textmaterial der Sparte Sekundärliteratur zuzuordnen ist, oder ob es sich tatsächlich um eine faktische Quelle über den zu untersuchenden Zeitraum handelt. Es war demnach notwendig, Kriterien für eine mögliche Einteilung der verwendeten Literatur abzuwägen und einen einheitlichen Maßstab zu finden, der sich auch auf disziplinär unterschiedliche thematische Forschungsfelder und inhaltliche Aspekte anlegen lässt und der auf diese Weise die ganze Länge des vollständigen Arbeitstextes hindurch beibehalten werden kann. Eine Zuordnung, ob das untersuchte Medium noch Quelle oder doch bereits Forschungsliteratur darstellt, lässt sich nun in Hinblick auf das Themenfeld 'Wohnen' und 'Wohnkultur' am plausibelsten nach dem Erscheinungsdatum eines Schriftwerks vornehmen, was in vorliegender Arbeit bis auf wenige Ausnahmen auch so praktiziert wurde. Bei manchen Werken bleibt die Zuordnung fragwürdig, beispielsweise bei Karl Ziak, Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965, erschienen 1965 – hier liegt das Erscheinungsdatum fast noch im untersuchten Zeitraum, und es wäre möglich, dass es den Autoren in diesem Fall auf Grund der fehlenden zeitlichen Distanz an kritischer Urteilskraft mangelte. Da hier diese Kapitel, die für meine Arbeit

relevant sind, vor allem um die Jahre 1945 kreisen, fiel die Entscheidung auf eine Zuordnung zur Sekundärliteratur.

Speziell im Zeitraum der fünfziger Jahre wurde im Sinne einer äußerst kategorischen Pädagogik publiziert. So waren in der Tat sowohl die Einrichtungsbranche, die Gewerkschaften und politischen Kräfte, als auch allen voran die führende Elite der Planer, Architekten und Einrichtungsdesigner förmlich getrieben von der Energie, 'das Volk zu bilden' – diese nachdrückliche Aussage steht immer wieder im Vordergrund der Bemühungen um ein 'besseres Leben', das aus damaliger Perspektive vor allem durch einen neuen, modernen Wohnstil ermöglicht werden sollte.

In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist auch die Tatsache, dass trotz einer wie hier vorgenommenen Zuordnung im Rahmen der angeführten Literatur-Unterteilung viele Inhalte aus den publizierenden Medien des untersuchten Zeitabschnittes, seien es nun praktische, möblierungsbezogene oder auch wohntheoretische und ähnliche Informationen, auch heute noch ihre Gültigkeit hätten und in aktuellen Immobilien-Fachzeitschriften von Lesern gar nicht als altmodisch oder als nicht zeitgemäß wahrgenommen werden würden. So lassen sich beispielsweise Parallelen erkennen in Hinblick auf die Ausnützung der vorhandenen räumlichen Ressourcen, wie detaillierte, millimeter-exakte Küchenplanungen, die heute zwar mit Computerunterstützung, aber mit ähnlicher Intention vorgenommen werden, oder angestrenzte Planungen für diverse Nischenlösungen und Einbauschränke. Es sind auch die heutigen Neubauwohnungen für Familien mit Kindern nicht gerade großzügig bemessen, sodass Stauraum immer und noch immer Mangelware ist.

Man denke auch an die in den fünfziger Jahren ganz wichtige Idee der platz- und raumsparenden Möblierung durch Einzelmöbel, ob nun freistehend oder in einen Wandverbau integrierbar, wie klappbare Borde und Regalteile, mobile und rollbare Ladenkästchen, Klapptische und -bügelaufgaben, oder Schrankbetten und vergrößerbare Schlaffauteuils, bezogen mit Textilien im Josef Frank-Design.

All das findet sich bei Ikea wieder – über die Jahrzehnte hinweg nur geringfügig verändert und mit enormer, mittlerweile globaler Breitenwirkung.

Wenn man heutige Wohnkultur schließlich mit der des Historismus und des noch frühen 20. Jahrhunderts vergleicht, so ist die Aktualität und Kontinuität der gestalterischen Intentionen der 1950er Jahre im zeitgenössischen Modus des Einrichtens nach wie vor offensichtlich.

In Anlehnung an diese Tatsache soll vorliegende Arbeit schließlich dazu beitragen, zeithistorische Erkenntnisse aus unterschiedlichen Blickwinkeln zusammenzuführen und sich daraus ergebende Zusammenhänge neu zu beleuchten.

## 1.2. Literarische Umrahmung eins: Reinhard Priessnitz

Im Folgenden führt uns eine Beschreibung des österreichischen Literaten Reinhard Priessnitz<sup>4</sup> in das Wohnen der Wiener Nachkriegszeit und Aufbaujahre.

Priessnitz, dessen ersten zwanzig Lebensjahre exakt in die Phase fallen, die in vorliegender Arbeit untersucht werden soll, geht dabei in der ihm eigenen Schreibart nicht unbedingt vorsichtig-rücksichtsvoll oder gar beschönigend vor, sondern nennt die Dinge schonungslos beim Namen. So wird ein eindrucksstarkes Bild jener Tage skizziert. Es sind dies seine ganz persönlichen Erfahrungen aus seiner Kindheit und Jugend, an die er sich knapp vor seinem frühen Tod erinnert und die auch mit anderen Quellen übereinstimmen. Der Essay ist hier nicht in seiner vollen Länge abgefasst, soll aber auch nicht zu kurz geraten: Denn mit diesen Zeilen werden nicht nur reale Begebenheiten erfahrbar, sondern auch mentalitätsaffine Schwingungen, Gemütszustände und das Atmosphärische der Stadt jener Zeit spürbar.

„wohnen in wien

[ ... ] das jahr 1945 war durch besondere depraviertheiten gekennzeichnet, und jeder war sicherlich froh, in irgendeiner weise untergebracht zu sein. unsere wohnung, auch eine des kleinen mittelstandes, war im krieg verlorengegangen, sodaß meine mutter, deren vater und ich in ein etwa 25m<sup>2</sup> großes untermietzimmer eingewiesen wurden. kriegsschäden und -mängel machten sich auch noch etwa 5 jahre später – soweit circa reicht meine erinnerung zurück – in wohnungen und häusern bemerkbar; die wiederaufbauphase setzte eben ein, und ich kann nicht sagen, daß diese zeit nur negative eindrücke bei mir hinterlassen hat. im gegenteil: pappendeckel in fensterscheiben, petroleumöfen, desolate sanitäre einrichtungen und dergleichen sowie unkraut auf den gehsteigen habe ich noch gut im gedächtnis; einiges daran erschien mir abenteuerlich. sehr häßliche gemeindebauten wurden eröffnet (weil der damalige bürgermeister jonas sprach, ist mir eine solche feier noch im ohr), und meine mutter und ich erträumten uns schon damals, ein eigenes quartier zu bekommen, vor allem eine bestimmte freiheit von den vermietern, aber es sollte noch jahre dauern, bis wir eine neue unterkunft erhielten. aus der enge der wohnsituation erschienen meinen kinderaugen manche wohnungen groß und schön; sehe ich sie heute, wird mir leicht übel.

---

<sup>4</sup> Österreichischer Schriftsteller und Literaturkritiker, \*1945–1985: *Priessnitz, Reinhard*, AEIOU. In: Austria-Forum, das Wissensnetz, Web: [http://austria-forum.org/af/AEIOU/Priessnitz,\\_Reinhard](http://austria-forum.org/af/AEIOU/Priessnitz,_Reinhard) (Stand 27.9.2016).

die geschmacklosigkeiten des unteren mittelstands (bauernstuben, stilmöbel und der ganze scheiß) sind mir heute unerträglich. kredenzen, psychen, große eßtische (gefressen wurde dann meist ohnehin in der küche), dominierten die sogenannten wohnzimmer. nur mit ganz wenigen, auch heute großzügig zu nennenden räumlichkeiten machte ich bekanntschaft. der rest war wohl übelriechend, geschmacklos eng und mies. kinder hatten immer den allerkleinsten platz. ich glaube, diese einstellung, kinder bräuchten nicht mehr als ein bettchen, ist bis heute prinzipiell. damals waren's klappbetten – offenbar das noch am billigsten erhältliche –, was man kindern in kabinetten zuteilte und zuwies. lärm im haus war selbstverständlich verboten, und selbst in den höfen von gemeindebauten, wohin ich manchmal spielen ging, dominierte durch keifende hausmeisterinnen und sonstige bewohner immer wieder diese kinderfeindlichkeit. als ich 13 war, wurde eine substandardwohnung, etwa 30m<sup>2</sup> klein, für uns erschwinglich. wir hatten uns freilich die gangtoilette mit drei parteien zu teilen, was natürlich immer wieder zu streitigkeiten führte. für andere meiner schulkollegen, weil ich sie manchmal besuchte, waren die wohnverhältnisse nicht besser: ich erinnere mich an die weißen wasserkannen und an den ständigen essensgeruch, der aus den gangfenstern der häuser strömte. materiell schien es den leuten, oder zumindest einigen unter ihnen, wieder etwas besser zu gehen; die sogenannte SW-möbel unkultur, die 'amerikanischen küchen' wurden ausgestellt; was heute nostalgisch als 50er jahre präsentiert wird, setzte damals ein. keramik, nierentischchen und drahtbilder waren für den einen oder anderen erschwinglich und verunstalteten so manche zimmer; plattenspieler kamen auf, und durch dünne wände hörte man häufig freddy quinn und rudolf schock. das war eine variante des wohnens; die jugendlichen begannen mit film- oder illustriertenplakaten ihre ecken auszustaffieren; eine andere bis heute gültige wohnvariante läßt sich durch spitzendeckchen und nippesfiguren, kaukasische nußmöbel und ständig staubwischende hausfrauen charakterisieren, auch das ewig in der küche sitzen, vermutlich aus heizkostengründen, sowie defekte durchlauferhitzer. überhaupt war die heizung ein damals schwer zu lösendes problem: man mußte kohlen aus dem keller holen und die ofenasche in den hof tragen; ich entsinne mich allerdings an das aufkommen von gas- und elektrostrahlern – etwas dumme erfindungen, wie mir scheinen will. in den gemeindebauten, so hieß es jedenfalls, seien die wände zu dünn, man höre alles durch, und tatsächlich wurde ein paarmal abends, als ich in einer gemeindewohnung eingeladen war, mit dem besenstiel, des lärmens oben wegen, an die decke geklopft und durch rückerklopfen beantwortet. das unkraut hatten sie, wie nicht anders zu erwarten, wieder vom pflaster geräumt; eitle putzsucht, merkwürdige formen des reinmachens sind überhaupt kennzeichen im wiener wohnverhalten, ebenso wie stundenlanges aus dem fenster schauen. [ ... ] würfelartige fernseher waren der altar der kleinbürgerlichen wohnräume, weitere häßlichkeiten, etwa schmiedeeisene weinheber, kamen dazu, freilich nur an 'besonderen' tagen. in der

adoleszenz tauchten neue schwierigkeiten auf; man suchte sich zu absentieren, was nicht einfach war. untermieten waren teuer und einzelräume ziemlich schwer erhältlich. man war bemüht, sich von der elterlichen wohnkultur zu verabschieden [ ... ].“<sup>5</sup> (1985)

## 2. 1945

Im Bombenhagel auf alle größeren österreichischen Städte neigte sich der Krieg dem Ende zu. Bei Sirenenalarm liefen die Wiener in die Keller und, falls vorhanden, in die Luftschuttkeller. Viele, vor allem Mütter mit ihren Kindern, verließen die Stadt, um am Land – meist in ihren angestammten Sommerfrischen – vor den Bombardierungen in Sicherheit zu sein.

Am 13. April 1945 ist die Schlacht um Wien vorbei, und die Stadt liegt in Trümmern.

Was blieb, waren allgegenwärtige Zerstörung und Verzweiflung – die Vision eines großen 'Deutschen Reiches' war vorüber und die dafür anfangs inspirierende Faszination vieler Österreicher längst verblasst. Jene, die vor den Luftangriffen – 52 an der Zahl – aus Wien geflohen waren, kehrten Ende April, Anfang Mai in die Stadt zurück in Angst, ob ihr Wohnhaus noch stehen würde, hindurch zwischen Zerstörung und Schutt: So entfielen mehr als die Hälfte aller Bauschäden Österreichs auf Wien.<sup>6</sup>

„Menschen, an Taschen und Täschen geklammert, vollbepackte Kinderwagen, Leiterwagen, Fahrräder vor sich herschiebend, bewegen sich zwischen Trümmern, vorbei an selbstgebastelten Herden im Freien. Wohin? Es gab keine Verkehrsmittel, die Schwierigkeit, von einem Bezirk in den anderen zu kommen, war groß ...“.<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Reinhard Priessnitz, wohnen in wien. In: Richard Reichensperger (Hg.), Vorfremde Wien. Literarische Warnungen 1945 – 1995 (Frankfurt/Main 1995), S. 101–104 ; Reinhard Priessnitz, wohnen in wien. In: Dietmar Steiner (Konzept u. Red.), Wiener Wohnbau : Wirklichkeiten [eine Ausstellung im Wiener Künstlerhaus vom 8.11. bis 8.12.1985], Hg.: Magistrat der Stadt Wien, MA 19 - Architektur und Stadtgestaltung u. Gesellschaft Bildender Künstler Österreichs, Künstlerhaus (Wien 1985), S. 33–35.

<sup>6</sup> Vgl. Peter Eigner u. Andrea Helige (Hg.), Peter Eigner (Text), Susanne Breuss (Beiträge), Andrea Pühringer (Mitarb.), Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (Wien 1999), S. 192.

<sup>7</sup> Angela Hareiter, „ ...Man sollte fleischfarben sein“. Die Alltagskulisse bleibt, die Requisiten ändern sich. In: Liesbeth Waechter-Böhm (Hg.), Wien 1945 davor/danach, Ausstellungskatalog (Wien 1985), S. 35–49, hier S. 45 ; zit. auch in Hans-Christian Heintschel, Mit Kinderaugen: Wohnen in Wien 1945–2001. In: Perspektiven. der aufbau (2001), Heft 5/6, S. 20–30, hier S. 21. ).

Viele fanden ihre Wohnungen nicht mehr vor, ungefähr 28% der Bausubstanz der Stadt war beschädigt oder zerstört<sup>8</sup>, und knapp 87.000 Wohnungen nicht mehr benützlich.<sup>9</sup>

Auch jene, die noch das Glück hatten, nach den massiven Bombardements wieder eine Wohnung vorzufinden, wohnten nicht rundum versorgt. Alles galt es selbst zu richten, bis die Wohnungen wieder bewohnbar und gemütlich wurden. Vor allem in der unmittelbaren Nachkriegszeit war für die meisten Menschen die Wohnsituation unzulänglich und damit unerträglich, wie viele der biographischen Erzählungen zeigen.

Der Schuttberg aus den Bombenschäden vergrößerte sich noch um ein Vielfaches nach den Sprengungen der Hausruinen, und die vordringlichste Aufgabe galt nun dem Wiederaufbau.

Plakatkampagnen rufen 1945 auf, tatkräftig dabei zu helfen:

„Im September schauen wir Wiener nicht tatenlos in den Himmel!

Wir füllen nicht Kaffeehäuser und Tanzlokale

Wir stehen nicht stundenlang vor Kinokassen

Wir raunzen nicht, weil die anderen nichts tun

Wir warten nicht untätig auf auswärtige Hilfe

Wir packen selber zu! Wir arbeiten!

Wir wollen Wien rein und gesund machen“<sup>10</sup>

Neben der Motivation, dass es in Wien nun modern werden wird, galt aber auch die Verpflichtung, bei der Schutträumung Arbeitsleistungen zu erbringen. Hoffnung und Verpflichtung standen nebeneinander, aber erstaunlicherweise nicht im Gegensatz. 16 Stunden innerhalb von vier Wochen mussten Berufstätige bei den Aufräumarbeiten mithelfen, Schüler 40 und nicht Berufstätige 60 Stunden.<sup>11</sup>

Den größten Beitrag aber leisteten die *Wiener Trümmerfrauen* :

„Sie haben das Geröll aus den Zimmern geschafft, die Fenster verklebt und die nässenden Decken gedichtet. Monatlang ohne Wasser, ohne Licht, ohne Gas, ohne Holz, im erbitterten Kampf gegen Hunger und Kälte ...“<sup>12</sup>

---

<sup>8</sup> Vgl. Christian Brandstätter u. and., Stadtchronik Wien. 2000 Jahre in Daten, Dokumenten und Bildern (Wien 1986), S. 444.

<sup>9</sup> Vgl. Karl Ziak, Im Jahre Null. In: Ders. (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965), S. 7–17, hier S. 13 ; vgl. auch Peter Marchart, Wohnbau in Wien 1923 – 83 (Wien 1984), S. 30 ; die Zahlenangaben der Quellen sind diesbezüglich nicht einheitlich, vgl. Peter Eigner u. Andreas Resch, Die wirtschaftliche Entwicklung Wiens im 20. Jahrhundert. In: Franz X. Eder, Peter Eigner, Andreas Resch u. Andreas Weigl, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (= Querschnitte, Bd. 12, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003), S. 8–140, hier S. 12 : ein Viertel der Wiener Bausubstanz war zerstört oder beschädigt entsprechend 46.800 Gebäuden.

<sup>10</sup> Brandstätter, Stadtchronik, S. 444.

<sup>11</sup> Vgl. Kurt Stimmer, 1945: Es gab nichts außer Optimismus. In: Perspektiven. der aufbau (2001), Heft 5/6, S. 14–18, hier S. 14.

<sup>12</sup> Rudolf Kalmar, Über die Wiener Trümmerfrauen, zit. in Brandstätter, Stadtchronik, S. 446 ; siehe weiters Irene Bandauer-Schöffmann u. Ela Hornung, Von Mythen und Trümmern. Oral-

Gegen Jahresende aber waren die Schäden an Gas- und Wasserleitungen beinahe schon zur Gänze behoben –<sup>13</sup> das oft zitierte Jahr Null für 1945 hatte durch die Gewalt des Nationalsozialismus und dessen gewaltsames Ende den hoffnungsvollen Neubeginn inhärent als Ausdruck der Lebenskraft der Bewohner Wiens.

### 3. DIE FÜNFZIGER JAHRE IM RÜCKBLICK

Rückblickend erscheint das historische Bild der fünfziger Jahre heute als bunte, fröhliche Mischung von exotischen, wild gemusterten Tapeten, Nierentischen, Tütenlampen oder 'Negerlein' in Baströckchen. Dynamische, schräge Formen der Möbel und Einrichtungsgegenstände, die Couch mit Klapp- und Ausziehmechanismus, Cocktailsessel und Kugelstühle - Variabilität, Improvisation und Multifunktionalität erzeugen eine muntere Formenvielfalt, hinter der sich die Realität eines von Krieg und Not geprägten Lebens verborgen hält. Das Klischee des technischen Fortschritts, der ungebremsen Modernisierung, des zunehmend zügellosen Konsums maskiert die Phase der oft nach rückwärts gerichteten Orientierungssuche, der konservativ-traditionellen Einstellungen und Verhaltensmuster vorangegangener Jahre. Man war froh, überlebt zu haben, viele hatten Familienangehörige verloren oder warteten auf deren Rückkehr. Vorerst konnte man sich eine hellere Zukunft noch gar nicht vorstellen und bemühte sich mit aller Kraft und Phantasie, das Allernötigste für den nächsten Tag zu bewerkstelligen. „Zunächst real, waren die Menschen später geistig auf der Flucht vor der Mitverantwortung, die sie in der Nazizeit gehabt hatten. Man wollte etwas Neues aufbauen, dabei aber nicht an das Alte erinnert werden. Mit dem Schutt der zerbombten Städte und dem Abriss noch vorhandener alter Bausubstanz hoffte man, symbolisch auch die Überbleibsel der alten Zeit wegräumen zu können.“<sup>14</sup>

---

History-Interviews mit Frauen zum Alltag im Nachkriegs-Wien. In: dies.(Hg.), Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit" (Wien/Salzburg 1992) S. 24-54.

<sup>13</sup> Vgl. Helmut Korzendörfer, Stadtplanung vor dem Hintergrund der Stadtentwicklung 1945–1981. In: Wien 2000. Der Stadtentwicklungsplan für Wien. Die städtebauliche Entwicklung Wiens von 1945–1981, Ausstellungskatalog, hg. von Geschäftsgruppe Stadtplanung (Wien 1981), S. 23-35, S.24

<sup>14</sup> Michael Andritzky, Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute. In: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999) S. 615-686, hier S. 628.

Doch die Beseitigung von Schutt alleine vermochte nicht die verinnerlichten, tief verwurzelten Einstellungen und Gesinnungen zu sublimieren. Nur kurz, bis ungefähr 1948,<sup>15</sup> währte die Aufbruchphase eines echten Neubeginns unter anderen Vorzeichen. Die gemeinsame Bewältigung der täglichen Anforderungen in angesagter „Wiederaufbauharmonie“<sup>16</sup>, der vorerst zögerliche, dann aber durch den Marshallplan eingeleitete stetig ansteigende Wirtschaftsaufschwung und die Ausrichtung der persönlichen Lebensgestaltung auf immer höheren Lebensstandard und Konsum ließen die Auseinandersetzung mit den althergebrachten, unreflektierten Wertvorstellungen kritiklos in den Hintergrund treten. Hinter dem Vorhang dieses kontinuierlichen Aufschwungs, des sozioökonomischen Wandels und der technischen Errungenschaften sollten noch lange Wertemuster und Verhaltensnormen der vorangegangenen Jahrzehnte überdauern.

So war das Paradigma der 1950er Jahre charakterisiert durch den Widerspruch zwischen dem nach außen gekehrten Bemühen um Fortschritt und der durch konservatives, traditionelles Denken geprägten inneren Haltung.<sup>17</sup>

Wiederaufbau und Neubau sowie zahlreiche Initiativen kennzeichneten jene Phase der ersten Hälfte der fünfziger Jahre: Am 15. März 1950 nahm der neue Sender am Bisamberg seinen Betrieb auf<sup>18</sup> – ein Beispiel für eine lange Reihe von Wiedereröffnungen und Veranstaltungen unter dem Vorzeichen 'Das erste Mal nach dem Krieg'. Im Juni 1955 schließlich wurde der von Erich Boltenstern geplante, neuerbaute Ringturm<sup>19</sup> fertiggestellt, und im November desselben Jahres erlebten die Österreicher als d a s große identitätsstiftende, gefühlsbetonte Ereignis die Wiedereröffnung der Wiener Staatsoper - bereits in wiedererlangter Freiheit als unabhängiges, demokratisches Land mit Blick in die Zukunft kommender Wohlstandsjahre.

---

<sup>15</sup> Mit der Amnestie für Minderbelastete (1948) im Zuge des Entnazifizierungsprozesses war das politisch „dritte Lager“ wieder präsent: (vgl. Hanisch, Schatten, S. 426).

<sup>16</sup> Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985), S. 6.

<sup>17</sup> Vgl. Hanisch, Schatten, S. 426.

<sup>18</sup> Karl Ziak, Im Jahre Null. In: Ders. (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965), S. 7–17, hier S. 27.

<sup>19</sup> Architekt Erich Boltenstern (1896 – 1991) plante sowohl den Ringturm als auch den Wiederaufbau der durch die Kriegseinwirkungen stark zerstörten Wiener Staatsoper, vgl. Judith Eiblmayr u. Iris Meder (Hg.), Moderat modern. Erich Boltenstern und die Baukultur nach 1945, Ausstellungskatalog: Wien Museum Karlsplatz, 20. Oktober 2005 - 29. Jänner 2006 (Salzburg 2005) ; vgl. auch Eva Male, Baukultur nach 1945: *Solide und unterschätzt*. „MODERAT MODERN“. Ausstellung im Wien Museum rund um den Nachkriegsarchitekten Erich Boltenstern, Die Presse, 20.10.2005, S. 35.



## 4. MOTOR DES AUFSCWUNGS: DAS BAUEN

### 4.1. Bauen als Programm

Die Zerstörungen durch den Bombenkrieg hatten in Wien einen akuten Wohnungsnotstand verursacht. Tausende Wohnungen lagen in Schutt und Asche oder waren unbewohnbar geworden, und zahlreich strömten Heimkehrer und Vertriebene – in bisher unerreichtem Ausmaß – in die Stadt.<sup>20</sup> Als vordringlichstes Ziel galt es nun, den Menschen wieder ein Dach über dem Kopf zu bieten, die Flüchtlinge unterzubringen und zu versorgen. Besonders in Wien war die Lage prekär, wo noch 1951 ein Mangel an 200.000 Wohnungen bestand.

Zudem war auch die Wohnqualität sehr schlecht, da der allgemeine Baubestand, der großteils noch aus dem 19. Jahrhundert stammte, in Folge der Kriegseinwirkungen in Mitleidenschaft gezogen und zusätzlich schon damals stark überaltet war.<sup>21</sup>

Ein Zeitzeuge erinnert sich an die drastische Wohnungsnot: „...es war sehr schwierig...Es gab sehr viele Wohnungswerber, und die Vordringlichkeit waren Kinder und Kriegsversehrte, die waren die ersten, die Anspruch hatten. Und gebaut wurden damals so etwa 4000 Wohnungen im Jahr. Und 60.000 haben gewartet. Und jetzt stellen Sie sich vor, wann Sie dann drankommen sind. Der eine hat vielleicht einen Dringlichkeitsschein g'habt und Kinder und alles mögliche, aber dann war ein bisschen Freunderlwirtschaft auch dabei, dann sind Sie wieder durchg'fallen...Das ist so gungen bis 1955, sehr schlecht. Ab 1955, nach dem Abzug der Besatzungsmächte, is es besser geworden...“<sup>22</sup>

In Anbetracht der heute unvorstellbaren Anzahl an Menschen, die dringend auf eine Wohnung warteten, mussten die neuen Wohnungsbauten schnellstens und möglichst wirtschaftlich errichtet werden, weshalb man sich für Wohnungen mit extrem kleinen Nutzflächen entschied und dafür besonders raumsparende Grundrisslösungen ausarbeitete.<sup>23</sup>

---

<sup>20</sup> Über eine halbe Million Volksdeutscher dürfte nach Österreich gekommen sein, von denen letztlich ungefähr 320.000 geblieben sind, vgl. Peter Eigner u. Andrea Helige (Hg.), Peter Eigner (Text), Susanne Breuss (Beiträge), Andrea Pühringer (Mitarb.), Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (Wien 1999), S. 194.

<sup>21</sup> Ebd., S. 231.

<sup>22</sup> Ulli Fuchs u. Wolfgang Slapansky; Wolfgang Kos (Vorw.), Trümmer und Träume. Alltag in Favoriten 1945 – 1955. Dokumentation zum Gesprächskreis an der VHS-Favoriten (Wien 1991), S. 111 : Gesprächsrunde an der VHS-Favoriten, Beitrag von Herrn J.

<sup>23</sup> Siehe auch Friedrich Achleitner, Die Situation der Architektur. In: Norbert Leser, Österreich – geistige Provinz? (Wien/Hannover/Bern 1965), S. 146–165.

Schon bald nach Ende des Krieges nahm das Stadtbauamt das Problem des Wohnbedarfs in Angriff und erstellte einen Maßnahmenkatalog für kommende Bauarbeiten, in dem ein *Sofortprogramm*, ein *Wiederaufbauprogramm* und ein *Zukunftsprogramm* beschlossen wurde. Ein Ausdruck des fast heute nicht begreifbaren Optimismus trotz der Ruinen und Trümmerhaufen im ganzen Stadtgebiet sind die Passagen im Verwaltungsbericht für die Jahre 1945/47, wo man in Aussicht stellt, dass Fehlplanungen früherer Zeiten im Wiederaufbau in Hinblick auf eine bessere Zukunft beseitigt würden, die Stadt saniert und modernisiert würde.<sup>24</sup>

Mit dem Reizwort *modern* hat es die Stadtverwaltung offenbar verstanden, die Wiener Bevölkerung positiv für die ungeheure zu bewältigende Aufbauarbeit zu motivieren.

Das gedankliche Modell für einen erfolgreichen Wiederaufbau fand sich in der Bautätigkeit für die kommunalen Wohnbauten im Roten Wien der Zwischenkriegszeit. Es sollte aber in weiterer Folge nicht gelingen, an jene Leistungen heranzukommen. Vorerst fehlte es auch noch an ausreichend Baumaterial.

Erst mit Hilfe einer aus Schweden stammenden Vorrichtung, die in der Lage war aus Ziegelschutt wieder vollständige Ziegel zu pressen, die sogenannten Vibro-Bausteine, konnte schließlich 1947 mit dem Wohnbauprogramm begonnen werden.<sup>25</sup>

Eine eher ungewöhnliche Antwort auf die zerstörte Bausubstanz fand Architekt Franz Schuster mit der Planung einfacher Kleinstwohnungen, die im Rahmen des /// Schnellbauprogramms von 1950 die dringlichste Wohnungsnot lindern sollten und zuallererst den ausgebombten Wienern galten.

Man bezeichnete diesen Wohnungstyp als *Duplex-Wohnung*, wobei es darum ging, in kommenden Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs zwei Kleinwohnungen durch leicht durchführbare bauliche Veränderungen in eine größere familiengerechte Wohnung umzuwandeln. Ab 1954 kam es dann bereits zu ersten Wohnungszusammenlegungen.<sup>26</sup>

Franz Schuster bemühte sich auch um neue Ansätze zu den Begriffen *Wohnwert* und *Wohnen als Ganzheit* in Relation zur Kostenfrage. In seinem Konzept wurde Bedacht genommen auf den funktionellen Zusammenhang der Räume in einer Wohneinheit, was sich

---

<sup>24</sup> Kurt Stimmer, 1945: Es gab nichts außer Optimismus. In: Perspektiven. der aufbau (2001), Heft 5/6, S. 14–18, hier S. 15.

<sup>25</sup> Ebd., S. 17.

<sup>26</sup> Franz Schuster, Das Schnellbauprogramm. In: Der soziale Wohnungsbau der Stadt Wien, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien (= Buchreihe DER AUFBAU 39, 2.Aufl. Wien [1956] 1960), S. 59 f.

in neuen Grundrisstypen äußerte<sup>27</sup>, aber auch auf die Einbettung der Gebäude in Grünraum mit Kinderspielplätzen, Altenheime, Kaufmannsläden und eigenen Handwerkerhäusern zur direkten Versorgung der Bewohner und zur Förderung nachbarschaftlicher Gemeinschaften – wie sich später zeigen sollte, war großstädtische Mentalität und Anonymität jedoch von stärkerer Wirkung.<sup>28</sup>

Aus diesen Überlegungen, Wohnen als großflächigen Komplex von Gebäuden im Grünen zu situieren, entstanden die frühen Großsiedlungen weit abseits von dichtbebautem Gebiet, besonders im Osten und Süden der Stadt. Eine der ersten dieser Wohnanlagen war die 1947 begonnene und im August 1951 eröffnete Per Albin Hansson-Siedlung West am Laaerberg, die noch in ihrem Stil an die Hitlerzeit erinnerte und 333 Wohnungen umfasste.<sup>29</sup>

Es wurden auch neue Konzepte, die Stadt als Ganzes betreffend, entwickelt.

Der Begriff *Sozialer Wohnungsbau* war erweitert worden um den Begriff *Sozialer Städtebau* in einem neuen, vom Wiener Stadtbauamt ausgearbeiteten 8-Punkte-Programm für besseres Wohnen in der Stadt: „ ... Diese acht Punkte sollen unsere wichtigsten Planungsziele für die nächsten Jahrzehnte sein, um Wien gesünder, besser und schöner zu machen!“<sup>30</sup>

Entsprechend diesen neuen Vorstellungen war 1951 ein neuer Flächenwidmungsplan für Wien entwickelt worden, in dem das Stadtgebiet nach seinen Funktionen aufgegliedert wurde: Wohnen, Erholung, Industrie und Verkehrsachsen sollten deutlich voneinander

---

<sup>27</sup> Wolfgang Windbrechtner, Die Entwicklung der Grundrisse im kommunalen Wohnbau der Gemeinde Wien. In: Karl Mang u. Eva Mang-Frimmel (Konzept), Kommunalen Wohnbau in Wien. Die Leistungen in der 2. Republik, Ausstellungskatalog (Wien 1978), S. 17–22, hier S. 17 f ; Der Aufbau, 8. Jahrgang (1953), Nr. 5/6, S. 225–231.

<sup>28</sup> Irene Nierhaus, Heimat und Serie. Zum Wohnbau nach 1945. In: Wolfgang Kos u. Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der zweiten Republik (Wien 1996), S. 329–344, hier S. 337.

<sup>29</sup> Vgl. Gabriele Kaiser, Noch nicht vor – nicht mehr zurück, Architektur im Wiederaufbau. In: Eva B. Ottlinger (Hg.), Möbeldesign der 50er Jahre. Wien im internationalen Kontext (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 20, Wien/Köln/Weimar 2005), S. 21–39, hier S. 26–28 ; vgl. auch Gabriele Kaiser, Substanzverluste/Neuansätze. Architektur in Wien 1945–1955. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), Wiederaufbau in Österreich 1945–1955. Rekonstruktion oder Neubeginn? (= Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde, Ernst Bruckmüller (Hg.), Wien/München 2006), S. 125–144, speziell S. 136–139 ; Eine Liste aller Wiener Gemeindebauten der Nachkriegszeit inklusive entsprechender Objektbeschreibungen findet sich online unter: Wiener Gemeindebauten der Nachkriegszeit: Wien Kulturgut/Suche nach Gemeindebau/Nachkriegszeit, (Stand 17.09.2016).

<https://www.wien.gv.at/kulturportal/public/searching/search.aspx?SearchOption=8>

<sup>30</sup> Der Aufbau, 8. Jahrgang (1953) Nr. 7, Umschlagseite. ; vgl. Helmut Korzendörfer, Stadtplanung vor dem Hintergrund der Stadtentwicklung 1945–1981. In: Wien 2000. Der Stadtentwicklungsplan für Wien. Die städtebauliche Entwicklung Wiens von 1945–1981, Ausstellungskatalog, hg. von Geschäftsgruppe Stadtplanung (Wien 1981), S. 23-35, S. 27 f .

getrennt sein, und die neuen dafür notwendigen Flächen fanden sich naturgegeben draußen am Stadtrand.

Nach erfolgter Wiederbebauung der innerstädtischen Baulücken waren neue Bauvorhaben nun auf der 'grünen Wiese' forciert und neue Siedlungsgebiete für moderne Wohnhausanlagen vorrangig an den Rändern der Stadt erschlossen worden. Diese Entwicklung hatte sich in den 1960er Jahren dann noch verstärkt, sodass weit entfernt vom Zentrum Wiens eine ganze Reihe von Gebäudekomplexen überdimensionaler Größe entstanden waren.<sup>31</sup>

#### 4.2. Bauen – Wirtschaftliche Impulse – Strukturwandel der Gesellschaft

Anders als nach 1918 sollte in der Zweiten Republik die Entstehung eines gemeinschaftlichen nationalen Bewusstseins eine Chance bekommen: „Schon die Zeit der nationalsozialistischen Okkupation hatte vielen Österreichern vor Augen geführt, dass die Österreicher eben nicht vollwertige Deutsche waren, sondern höchstens Deutsche zweiter Klasse („Beutedeutsche“). Langsam begann ein Bewusstwerdungsprozess nationaler Besonderheit.“<sup>32</sup> – ein Prozess, der noch weitere zehn Jahre ausländischer Besatzung Zeit haben sollte zu reifen.

Im Mai 1955 war Österreich dann schließlich 'frei!' – und das unabhängige, demokratische Österreich mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages im Oberen Belvedere in Wien wiederhergestellt worden.

Landesweit hatten die Glocken zu läuten begonnen – ein emotional kollektives Ereignis, das die Menschen in allen Regionen Österreichs in Gemeinsamkeit erfasst und zutiefst bewegt hatte. Dieser Akt der Befreiung und der Abzug der Besatzungsmächte eröffnete nun endlich den Weg in eine neue, eigenständige Zukunft nicht nur als souveräner Staat, sondern auch als souveräne Gesellschaft – eine Gesellschaft, auf die man nun stolz sein konnte.

„Das ist nicht Amerika, das ist in Österreich ...“ So ereiferte sich begeistert der Reporter der Austria Wochenschau anlässlich der Eröffnungsfeierlichkeiten zum Wiener Ringturm, dem Hauptsitz der Wiener Städtischen Versicherung und nun städtebaulich prägnanter Akzent am Endpunkt der Ringstraße. Es war einer der symbolischen Höhepunkte nach zehn Jahren Wiederaufbau: Die Fertigstellung eines bis dahin einzigartigen, modernen Bürohochhauses

---

<sup>31</sup> Peter Eigner u. Andreas Resch, Die wirtschaftliche Entwicklung Wiens im 20. Jahrhundert. In: Franz X. Eder, Peter Eigner, Andreas Resch u. Andreas Weigl, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (= Querschnitte, Bd. 12, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003), S. 8–140, hier S. 131.

<sup>32</sup> Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs (Köln/Wien 2001, Web 2015), <http://www.degruyter.com/viewbooktoc/product/447192> (Stand 24.9.2016), S. 428.

mit 20 Stockwerken und einem Leuchtmasten auf dem Dach nach amerikanischem Vorbild.<sup>33</sup>

Entsprechend zunehmender Integration einer selbstbestimmten staatlichen Gemeinschaft war dann auch die weitere wirtschaftliche Entwicklung verlaufen, im Zeitraum der fünfziger Jahre gleichsam stets bergauf. Einer der stärksten Impulse jedoch ging mit Sicherheit vom Marshall-Plan aus, offiziell bezeichnet als European Recovery Program (ERP), einer Hilfe, die Österreich von außen (USA) zuteil wurde und aus deren Fond das Land pro Einwohner europaweit den zweithöchsten Anteil an Unterstützung bekam. Diese Mittel, die Österreich geschenkt bekommen hatte, initiierten eine Investitionsdynamik, von der vor allem die westlichen Bundesländer enorm profitierten, da Wien, obwohl jetzt wieder Hauptstadt, doch sehr beeinträchtigt war durch seine doppelte Randlage. Wien war nun nicht nur in Hinblick auf die Topographie Österreichs an den östlichsten Rand gedrängt, sondern auch marginalisiert durch die unmittelbare Nähe der Stadt zum 'Eisernen Vorhang', der von den Gesellschaften der westlichen Industrieländer über viele Jahrzehnte als physisches und zugleich auch mentales Ende des 'freien' und demokratischen Europa empfunden wurde.

Nach den Jahren des Zweiten Weltkrieges, in denen fast ausschließlich in die für den Krieg so bedeutende Rüstungsindustrie investiert wurde, war in der Periode des Wiederaufbaus nun ein letzter großer Impuls für einen weitreichenden Industrialisierungsschub abgelaufen. Vorerst waren aber am Ende des Krieges nicht nur Wohnungen in Schutt und Asche gebombt, sondern auch Industrieanlagen durch die massiven Kampfhandlungen stark in Mitleidenschaft gezogen.<sup>34</sup>

Infolge dieser flächendeckenden Zerstörungen vorhandener Bausubstanz und der dringenden Notwendigkeit eines raschen Wiederaufbaus hatte besonders die Bauwirtschaft einen maßgeblichen Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung des Landes gehabt und damit wesentlich zum sogenannten *Wirtschaftswunder* in den Jahren 1953 bis 1962 beigetragen.

Es war dies die erste Phase eines lange und kontinuierlich andauernden wirtschaftlichen Wachstums seit dem Ende der Monarchie gewesen.

Nachdem schließlich die größten Zerstörungen des Krieges beseitigt waren und allgemeine infrastrukturelle Einrichtungen wieder instandgesetzt werden konnten, befand sich auch die Industrie wieder im Aufwind. Schon 1950 konnte das industrielle Produktionsniveau der unmittelbaren Vorkriegszeit erreicht werden, und auch die Zahl der in der Industrie

---

<sup>33</sup> Vgl. Gabriele Kaiser u. Monika Platzer, Architektur in Österreich im 20. und 21. Jahrhundert, Architekturzentrum Wien (Hg.), (Basel/Boston/Berlin 2006), S. 142 ; siehe auch: Ringturm. Wien, hg. von Stadtbauamt der Stadt Wien (= Monographiereihe der Zeitschrift Der Aufbau, Wien Juni/1955) ; vgl. Der Bau, 10. Jg. (1955), Heft 9/10).

<sup>34</sup> 25% der Industrieanlagen, die Wasserversorgung und die Einrichtungen der Energiewirtschaft waren nahezu gänzlich zerstört, ebenso Verkehrsanlagen wie Brücken und Bahnhöfe: vgl. Eigner/Resch, S. 12 ; Karl Ziak, Im Jahre Null. In: Ders. (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965), S. 7–17, hier S. 13.

Beschäftigten ist nun bis in die frühen siebziger Jahre kontinuierlich angestiegen.<sup>35</sup> Während all dieser Jahre blieb das Bauen ebenso Motor der Wirtschaft, wie es auch das Grundbedürfnis des Wohnens gleichsam als Lebensgrundlage der Bevölkerung sicherstellte. So sorgte die Bauwirtschaft kontinuierlich für neue Wohnungen unter eifriger Unterstützung durch Politik, Planer und Reformer, während die dringliche Bedeutung auch stets theoretisch untermauert wurde wie beispielsweise im Vorwort eines damals sehr populären Einrichtungsratgebers Anfang 1950: „Die grundlegenden Veränderungen in der sozialen Struktur, die in unserem Zeitalter vor sich gegangen sind, haben auch eine Neugestaltung des Bauens und des Lebensraumes notwendig gemacht. Wenn man früher für ein Idol oder für die Macht eines Herrschers gebaut hat, muss heute für das Volk geplant und gebaut werden. So hat unsere Zeit die Verpflichtung übernommen, unter Nutzung des technischen Fortschrittes, in der Erkenntnis der notwendigen Funktionen gesunde Wohnungen für alle zu bauen.“<sup>36</sup>

Und in der Tat wurden mit allem Nachdruck neue Baukonzepte entwickelt und über die Jahre hinweg auch massenhaft umgesetzt. Die enorme Bautätigkeit war schließlich möglich geworden, weil die wirtschaftliche Konsolidierung kontinuierlich voranschritt, die, wie oben erwähnt, wiederum ihrerseits durch das Bauen forciert wurde.

1953 signalisierte die Abschaffung der Lebensmittelkarten bereits eine Normalisierung des Alltags, der sich von nun an stetig bessern sollte. Mit der Überwindung der Stabilisierungskrise (1952/53) schließlich erlebte die 2. Republik dann einen unglaublichen industriellen Aufschwung und damit einen Wachstumsschub sondergleichen: Der Anstieg des Bruttoinlandsproduktes war demnach in den fünfziger Jahren am größten mit 6,5% im Jahr – ein Wert, der später nie wieder erreicht werden und für die österreichische Wirtschaftsgeschichte einmalig bleiben sollte.<sup>37</sup> Ebenso bemerkenswert waren die industriellen Arbeitsverhältnisse dieser Zeit bis in die Siebziger hinein, die historisch betrachtet außergewöhnlich stabil gewesen waren und wohl auch durch eine konstante, stabile Nachfragestruktur ermöglicht wurden.

Dieser wirtschaftliche Aufschwung und die damit einhergehenden Impulse möglich gewordener Konsumorientierung setzten neue Akzente in der Bevölkerung und beschleunigten deren strukturelle Veränderung. In den 1960er-Jahren hatte die

---

<sup>35</sup> Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte, S. 393.

<sup>36</sup> Oskar Payer, Praktische Wohnungskunde. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle" (Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953), S. 6.

<sup>37</sup> Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte, S. 375 ; Das Bruttonationalprodukt Österreichs nahm in den Jahren zwischen 1950 und 1960 um fast 75% zu. Vgl. dazu: Bernd Rießland, Das „Wirtschaftswunder“, in: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), Die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St.Pölten/Wien 1985) 90-101.

Verschiebung der Wirtschaftsleistung zugunsten des tertiären Sektors begonnen. Dieser wird nun kontinuierlich an Bedeutung zunehmen und die Bevölkerung der neuen Republik zunehmend in eine Dienstleistungs- und Konsumgesellschaft verändern. In diesem Zusammenhang konstatiert Bruckmüller: "Die rasche ökonomische Modernisierung führte zu ebenso raschem gesellschaftlichem Wandel. Trug die Struktur der österreichischen Gesellschaft um 1950 noch zahlreiche Kennzeichen älterer Verhältnisse, so änderte sich das seither rasant."<sup>38</sup>

Es wird aber noch bis in die späten sechziger Jahre dauern, bis sich tiefere Veränderungen durchsetzen können. Erst mit der 68er-Bewegung wird es zu einem massiven Bruch mit althergebrachten Vorstellungsmustern kommen – und mit diesem entscheidenden Einschnitt auch zu einer Neuorientierung auf politisch-sozialer Ebene.

## 5. WOHNKULTURELLE PARADIGMEN DES INTERIEURS

### 5.1. Neue Möbel für alle! [SW] Soziale Wohnkultur – eine konzertierte Aktion

Vorerst ruhte die ganze Last, den Alltag zu bewältigen, massiv auf den Schultern der Frauen. Erst allmählich besserte sich die Situation, als die Männer nach und nach aus den Kriegsgefangenen-Lagern heimkehrten, obgleich die meisten von ihnen, geschwächt und psychisch traumatisiert, vorerst oft eine zusätzliche Belastung bedeuteten. In diesem Zusammenhang wurden Überlegungen und Forderungen immer lauter, den Frauen zu helfen und sie zu entlasten. Dabei richtete man sein Augenmerk, ganz den Traditionen der Zwischenkriegszeit entsprechend, auf die Rationalisierung und Technisierung des Haushalts. Nach wie vor unberührt von diesen Überlegungen blieb aber die geschlechtsspezifische Rollenverteilung zwischen Mann und Frau, wonach ausschließlich die Frau für die Haushaltsführung verantwortlich gemacht wurde. Die Fragen, wie sich Familie, Hausarbeit und Beruf am besten vereinbaren lassen, um die enormen Belastungen der Frauen zu mildern, schienen nur durch bessere technische Ausstattung, Modernisierung und durchorganisierte Planung der Wohnungen und deren Einrichtung lösbar zu sein.

In diesem Sinne bemühte man sich um Initiativen, die Frauen aufzuklären, zu 'bilden' und sie von der Bedeutung einer besseren Organisation des Haushalts und des Wohnens zu informieren. So begründete das *Österreichische Produktivitäts-Zentrum* in Wien ein Referat

---

<sup>38</sup> Bruckmüller, Sozialgeschichte, S. 375.

zur Rationalisierung der Hauswirtschaft und informierte in seiner Zeitschrift regelmäßig zu den Themen Hausarbeit und Wohnen.<sup>39</sup>

Schon in den vorangegangenen 20iger und 30iger Jahren hatten sich Architekten diesbezüglich bemüht. So hatte Erich Boltenstern als einer der Vertreter des spezifischen Wiener Möbeldesigns, das durch Leichtigkeit und Flexibilität gekennzeichnet war, seine Entwürfe in den Publikationen *Wiener Möbel* und *Die Wohnung für jedermann* dargelegt.<sup>40</sup>

Und auch die großen Bauausstellungen um Josef Frank wandten sich mit dieser Intention an die Öffentlichkeit, um den Menschen Fortschritt und Zukunft näher zu bringen und ihnen damit den Weg in ein leichteres, unbeschwerteres Leben zu ermöglichen. Dasselbe Ziel verfolgte natürlich das Rote Wien mit seinem umfassend angelegten kommunalen Wohnbauprogramm der Zwischenkriegszeit ebenso wie die international abgehaltene Tagung des 1928 gegründeten CIAM (Congrès internationaux d'architecture moderne) über ihren Schwerpunkt *Die Wohnung für das Existenzminimum*.<sup>41</sup>

Die folgenden politischen Ereignisse und der Ausbruch des Krieges hatten diese vielversprechenden Bemühungen jedoch jäh unterbrochen; nun versuchte man, dort wieder anzuknüpfen. In der Zeit nach dem Krieg war der Bedarf an Wohnungen und dementsprechend auch nach Mobiliar und anderen Einrichtungsgegenständen sehr groß. Sobald eine Wohnung wieder halbwegs instandgesetzt werden konnte, war es notwendig, sich nach Möbeln umzusehen, diese waren ja ebenso wie viele Wohnungen, zerstört worden. Auch bestand für das Einrichten der unzähligen kleinsten Wohnungen, die im Rahmen des *Schnellbauprogramms*, unterstützt durch die Mittel des ERP, errichtet wurden, eine massive Nachfrage nach Möbeln.<sup>42</sup> Die alten noch vorhandenen Möbelstücke des üblichen traditionellen bürgerlichen Stils waren zudem in ihrer Größe und Wuchtigkeit kaum geeignet, sich in die neuen kleinen Wohnungen passend einzufügen. Die Überlegungen eines Zeitgenossen bieten da einen kleinen Einblick in die Probleme, die sich durch das Verhältnis kleiner Wohnungen und übergroßer Möbel ergaben:

„Bislang, also bis vor'm Krieg, waren die Rundbaumöbel. Die waren ja herrlich schön, stilistisch, net, die Türen rund und oben rund und so...Die waren sehr arbeitsintensiv, sie ham a Menge Zeit der Erzeugung gekostet...so an wichtigen Rundbaukasten konnte ma

---

<sup>39</sup> Vgl. Eigner/Helige, S. 207.

<sup>40</sup> Vgl. Eva B. Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, Wiener Möbeldesign im internationalen Kontext. In: Dies. (Hg.), *Möbeldesign der 50er Jahre. Wien im internationalen Kontext* (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 20, Wien/Köln/Weimar 2005), S. 41–87, hier S. 55.

<sup>41</sup> Vgl., Ebd. S. 54.

<sup>42</sup> Vgl. Eva Hack, Abschied von der Bassena. Soziales Wohnen – Die Entwicklung einer Idee. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), *die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich* (St. Pölten/Wien 1985), S. 136–142.



net...der hat verlangt, dass er allein an einer Wand steht. Man konnte da nix dazustellen, wenn da zwei Rundbaumöbel g'standen sind, hat das blöd ausg'schaut. Wenn die Tür aufgangen is, waren die sich im Weg...“<sup>43</sup>

Die gängigen Rundbaumöbel mit ihren abgerundeten Kanten, noch solide nach traditioneller Tischlerarbeit ausgeführt, wurden bislang meistens als komplettes Set in den Räumen platziert. „Der anonyme ‚bürgerliche‘ Einrichtungsstil der vierziger Jahre...Diese Wohn- und Schlafzimmer-Ensembles waren einer letztlich im Historismus wurzelnden Einrichtungspraxis verpflichtet, dem von Loos kritisierten ‚Garnitur-Denken‘ beziehungsweise der ‚kompletten‘ und damit ‚stilvollen‘ Einrichtung.“<sup>44</sup> Die Vorstellung der ‚kompletten Garnitur‘ ließ sich jedoch auf die neuen 40-Quadratmeter- Gemeindebauwohnungen kaum sinnvoll übertragen.

Im Allgemeinen erwiesen sich einmal verankerte Vorstellungen von scheinbar idealen Wohn- und Einrichtungsmustern als etwas sehr Zählebiges, von auf Tradition beharrender Konstanz Geprägtes, wonach eine Änderung der einmal verinnerlichten Einstellungen und Stilvorlieben einer permanenten, intensiven Überzeugungsarbeit bedurfte.

„Der Wohnstil, der heute auf jedem Flohmarkt untrüglich als fünfziger Jahre identifiziert wird und der ein heiteres, leichtes Bild des Daseins zeigt, stellte keineswegs den vorherrschenden Einrichtungsstil dar, obwohl er aus heutiger Sicht als die eigenständigste Äußerungsform dieser Epoche erscheint. Grazil, verspielt und leicht wirken die Wohnobjekte der fünfziger Jahre, sodass man auf einen entsprechenden Zeitgeist schließen

könnte...Der Wunsch nach dem Besonderen, nach dem individuellen Flair der Wohnungseinrichtung war (aber) noch nicht geweckt.“<sup>45</sup> Auch war die Möbelproduktion noch kaum in Gang gekommen, das Möbelangebot noch sehr gering ebenso wie die Kaufkraft der Menschen. Die meisten konnten sich Möbel (noch) gar nicht leisten. Ein Einrichtungsratgeber der fünfziger Jahre berichtet dazu: „Zahlreich waren die Einwände und Bedenken, die vor der Verwirklichung des Planes laut geworden waren. [Gemeint ist die Produktion von modernen, praktischen und kostengünstigen Einrichtungsgegenständen. Anm.d.Verf.] Vor allem die Möbelerzeuger und –händler behaupteten immer wieder, dass nur die hochglanzpolierten Kaukasischnuss-Schlafzimmer mit Psyche, die furnierten, exotisch gemaserten Vollrundbaugarnituren Absatz fänden. Die Frage, wo der Mensch mit einem Durchschnittseinkommen das Geld für diese Möbel hernehmen sollte, konnten sie

---

<sup>43</sup> Fuchs, Trümmer und Träume, S. 115 f : Beitrag von Herrn W. in einer Gesprächsrunde an der VHS-Favoriten.

<sup>44</sup> Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, S. 50 f.

<sup>45</sup> Michael Andritzky, Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute. In: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999) S. 615-686, S. 627f.

allerdings nicht beantworten...“<sup>46</sup> Der Bedarf an preisgünstigen sowie praktischen Möbeln war demnach offensichtlich, woraufhin die sozialdemokratische Frauenbewegung zusammen mit dem Architekten Franz Schuster, der damals als führender Experte in Wohnbaufragen Konsulent der Gemeinde Wien war, ein modernes, zeitgemäßes Einrichtungskonzept im Sinne einer neuen *sozialen Wohnkultur* entwickelte.<sup>47</sup>

Um die Weihnachtszeit 1950 wurde im Messepalast die Ausstellung *Die Frau und ihre Wohnung* eröffnet <sup>48</sup>, wo das neue Wohnprogramm präsentiert wurde und „in Wien zum erstenmal der Versuch unternommen wurde, den Gedanken der *sozialen Wohnkultur* dem Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit näherzubringen.“<sup>49</sup>

Die Ausstellung wurde ein voller Erfolg, gleich in den ersten drei Wochen kamen über 117.000 Besucher, um die neuen Einrichtungsideen zu sehen.<sup>50</sup> Gezeigt wurden Mustermöbel, die in ihren Maßen den kleinen Wohnungen angepasst und durch einfaches, schlichtes Design geprägt waren.<sup>51</sup> Diese Schlichtheit sollte den Menschen ein neues Formgefühl vermitteln, sollte sie anleiten, ihren Gestaltungsdrang in Richtung eigenständiger Wohnkultur jenseits von althergebrachten, prestigebestimmten Mustern zu entwickeln und mit Hilfe der neuen Idealbilder des ‚schlichten, zweckmäßigen und schönen‘ Wohnens die überkommenen Vorstellungen eines repräsentativen Wohnstils zu überwinden. Im zeitgenössischem Einrichtungsratgeber heißt es in diesem Sinne selbstbewusst, „dass die Funktion und der Fortschritt die zeitgemäße Wohnung formen. Wie beklemmend und ungemütlich wirkt doch ein kleiner Raum, der mit zu vielen oder zu großen Möbeln vollgestopft ist! Und wie vornehm und gemütlich sieht ein Zimmer aus, das seinem Zweck entsprechend mit guten Einzelmöbeln eingerichtet ist, die man je nach Bedarf verschiedenartig zusammenstellen kann!“<sup>52</sup>

---

<sup>46</sup> Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann (2.verb.u.erw.Aufl., Wien [1952] 1956), S. 29.

<sup>47</sup> Vgl. Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, S. 50, 55: Franz Schuster (1892-1972) leitete von 1937 bis 1967 an der Wiener Kunstgewerbeschule die Klasse für Architektur und von 1952 bis 1957 die Forschungsstelle der Stadt Wien für Wohnen und Bauen. Er befasste sich schon in den zwanziger Jahren mit der seriellen anstelle der handwerklichen Erzeugung und Typisierung von Möbeln, entwickelte ein *Aufbaumöbel*-Konzept und veröffentlichte Publikationen: *Die eingerichtete Kleinstwohnung* und *Ein Möbelbuch, ein Beitrag zum Problem des zeitgemäßen Möbels*.

<sup>48</sup> 20 Vgl. Regina Wonisch, Verbürgerlichung der Lebenskultur – Zur Ausstellung „Die Frau und ihre Wohnung“ (1950–1960). In: Christina Altenstraßer, Gabriella Hauch u. Hermann Kepplinger (Hg.), *gender housing. geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben* (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd.5, Innsbruck 2007), S. 116–137.

<sup>49</sup> Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann, S. 29.

<sup>50</sup> Vgl. *Der Aufbau* (1951) Nr. 2, S. 49.

<sup>51</sup> Mustereinrichtungen der Architekten Erika Hotzky, Herma Kotal-Mikolasek, Otto Niedermoser, Oskar Payer, Roland Rainer, Franz Schuster und Maria Tölzer. Ausführende Firmen siehe: Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, S. 51.

<sup>52</sup> Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann, S. 29.

Die Wohn- und Einrichtungsreformer hofften mit ihren Konzepten auf ein neues Lebensgefühl als Antwort auf die beengten und meist in dieser Zeit noch sehr tristen Wohnverhältnisse. „Man wollte mobiler, flexibler, unkomplizierter und vor allem mit leichterem Gepäck in die Zukunft aufbrechen. Unvorstellbar, dies mit schweren Polstergarnituren und altdeutschen Eichenschränken zu tun.“<sup>53</sup> Dieses neue Lebensgefühl sollte allen ermöglicht werden, so wie der neue Wohnstil für alle selbstverständlich werden sollte. Im Gegensatz zur bürgerlichen Mittelschicht, die die neuen Idealbilder begeistert annahm, konnten sich allerdings einfachere Menschen mit den Konzepten der neuen Wohnkultur vorerst noch nicht so recht anfreunden. Joachim Petsch ortet als Ursache, dass die modernen Möbel eben doch nicht den bürgerlichen im Sinne von kleinbürgerlichen Vorstellungen entsprachen und zusätzlich noch die ästhetische Erziehung des Dritten Reiches nachwirkte.<sup>54</sup> Gerade aber (hoch)bürgerlicher Lebensstil oder zumindest dessen sichtbare Insignien waren immer schon für Menschen niederer Herkunft nachahmens- und erstrebenswert gewesen. Dennoch war diese Ausstellung sehr erfolgreich, und das moderne Wohnen wurde bald neben traditioneller, konservativer Wohnkultur zu einer prestigeträchtigen Errungenschaft hochstilisiert.

Um 1950 war die Lage der Menschen immer noch bestimmt durch Mangelwirtschaft und Materialknappheit, der Alltag gezeichnet durch Not und Improvisation. Alle, die obdachlos geworden waren, ihre Wohnungen durch Bombenschäden verloren hatten, wohnten jetzt bei Verwandten oder Bekannten eng zusammen oder wurden zu Fremden in deren Wohnungen zugeteilt. Die eigenen vier Wände, eine eigene kleine Wohnung zu besitzen, freundliche, sonnige, saubere oder gar moderne Räume für sich zu haben – all das waren für viele vorerst nur Träume und Wunschbilder, deren Erfüllung noch in weiter Ferne lagen. Nach all den langen entbehrensreichen Jahren waren sie ausgehungert nach einem wohlbehüteten und geordneten Leben, nach Gemütlichkeit und Schönheit in harmonischer Umgebung. Und eben solchen Bedürfnissen dürfte diese erste große Ausstellung entsprochen haben, mit der Präsentation einer Zauberwelt von Wohlstand und Luxus in einem sonst noch sehr grauen und harten Alltag. Die Schau, vorerst nur für einige Wochen geplant, wurde zu so einem großen Erfolg, dass sie sich in Form einer Beratungsstelle als Dauereinrichtung etablierte und innerhalb des ersten Jahres 200.000 Besucher zählen konnte. Aus dieser Initiative ging später das Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung hervor, das Methoden für die

---

<sup>53</sup> Michael Andritzky, Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute. In: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999) S. 615-686, S. 627f.

<sup>54</sup>Vgl. Joachim Petsch, Wiltrud Petsch-Bahr (Mitarb.), Eigenheim und gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Städtebau – Architektur – Einrichtungsstile (Köln 1989), 221 f .

rationelle Haushaltsführung und Wohnungsgestaltung entwickeln sollte.<sup>55</sup> Vorerst aber entbehrten die meisten Menschen noch an allem. Wenige hatten finanzielle Rücklagen, um sich all die schönen Wunderdinge leisten zu können, die sie gesehen hatten – die Ausstellung war noch Märchenwelt geblieben.

Ebenso hatten die Möbelerzeuger und Händler durch die allgemeine Situation der Materialknappheit und Mangelwirtschaft große Probleme, ihre Betriebe wieder in Gang zu bekommen. Die Bau- und Einrichtungsbranche sollte aber als bedeutender wirtschaftlicher Faktor zunehmend den Wohlstand ins Land bringen. Es wurden Überlegungen angestellt, welche Impulse man setzen könnte, um die Produktion anzukurbeln und die Firmen zu unterstützen. Die Einrichtungsgegenstände mussten günstig produziert werden, damit sich diese auch jeder Arbeiter und Angestellte leisten könne. Anstelle der handwerklichen sollte nun die serielle Herstellung forciert werden. 1952 startete schließlich eine Initiative mit dem Titel *Soziale Wohnkultur* als Gemeinschaftsaktion der Wiener Arbeiterkammer, der Wiener Handelskammer, des Österreichischen Gewerkschaftsbundes (ÖGB) zusammen mit der Gemeinde Wien, um die Herstellung „preiswerter und zweckmäßiger Möbel“<sup>56</sup> zu fördern. Bekannte Architekten wurden beauftragt, passende Einrichtungsideen nach den Kriterien 'Schönheit', 'Zweckmäßigkeit' und 'Rationelle Herstellbarkeit'<sup>57</sup> zu entwerfen und sie danach sogenannten 'Experten' zu präsentieren. Mit diesen waren Möbelproduzenten, ÖGB-Mitglieder unterschiedlicher Berufsgruppen als Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenschaft, aber auch Hausfrauen gemeint. Sie sollten die besten Entwürfe auswählen, die in der Folge für die nächste größere Ausstellung als Prototypen erzeugt wurden: im Winter 1952/1953 unter dem Titel *Soziale Wohnkultur* konnten die Besucher nun schon komplett eingerichtete Musterräume bestaunen<sup>58</sup> und wurden mittels Stimmzettel aufgefordert, jene Möbelstücke auszuwählen, die sie am ehesten kaufen würden. Über dieses weitere Auswahlverfahren, das heißt über das Konsumverhalten der zukünftigen Bewohner, bestimmte man nun die Modelle für die vorgesehene Serienproduktion.<sup>59</sup>

Um diese zu ermöglichen und begleitend zu unterstützen, gründeten die Gemeinde Wien und die Gewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter des ÖGB den Verein *Soziales Wohnen*

---

<sup>55</sup> Sabine Pollak, *Erlertes Glück im Wohnen. Die Vermittlung einer neuen Wohnkultur der 1950er Jahre aus genderspezifischer Sicht*. In: Andrea Euler (Red.), *wie wir wohn(t)en*, S.41.

<sup>56</sup> Robert Stern (Red.), *neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann*, S. 224.

<sup>57</sup> Ebd., S. 29 f.

<sup>58</sup> Gezeigt wurden beispielsweise eine Kleinwohnung und ein Wohn-Schlafzimmer von Otto Niedermoser, das Küchenmöbel-Programm von Franz Schuster, Stuhlentwürfe von Roland Rainer, neue Kastenlösungen des Architekten-Ehepaares Kotal (vgl. Ottillinger, *Kontinuität und Neubeginn*, S. 52.)

<sup>59</sup> Rudolf J. Boeck, *Auf dem Weg zum "Sozialmöbel". Betrachtungen zu der Ausstellung "Soziale Wohnkultur", Dezember 1952 – Jänner 1953 in Wien*. In: *Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau*, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 8. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1953 (Wien), Nr. 1, S. 7–20.

(=SW) – Möbelaktion, Verein für Soziale Wohnkultur<sup>60</sup>. Der Verein hatte die Aufgabe, Händler unter Vertrag zu nehmen, mit ihnen Preisvereinbarungen zu treffen, die Qualität der Möbelstücke zu kontrollieren und sich um die weitere Produktentwicklung zu kümmern. Außerdem konnte er den Erzeugerbetrieben mittels Vorfinanzierung den Start in die Produktion erleichtern sowie den Konsumenten günstige Kredite beziehungsweise Teilzahlungsmöglichkeiten anbieten, für die sich immerhin 40% der Kunden entscheiden sollten.<sup>61</sup> Das sollte die Grundlage für den großen Erfolg der Aktion werden: die durch die serielle Herstellung preiswert produzierten Möbel konnte sich nun auch ein großer Teil der Arbeiter leisten. Zwei Jahre später, 1954, wurden die ersten Einrichtungsgegenstände, die alle gekennzeichnet waren durch die Marke *SW-Möbel*<sup>62</sup>, in einigen Wiener Möbelhandlungen zum Kauf angeboten und 1956 bereits an über 200 Standorten in ganz Österreich. In diesem Jahr erschien auch der erste SW-Möbel-Verkaufskatalog mit dem gesamten Angebot, das zwei Serien Wohn- und Schlafzimmere Möbel, eine von Architekt Oskar Payer, für dessen Design sich das Ausstellungspublikum 1952 entschieden hatte, und eine zweite von Rudolf Sorgo sowie eine Serie Küchenmöbel von Franz Schuster (*Die Wiener Einbauküche*) umfasste, deren Einzelkomponenten so konzipiert waren, dass sie sich problemlos aneinanderkoppeln ließen und vielfältig kombiniert werden konnten.<sup>63</sup>

Es gab auch die Möglichkeit zum SW-Hausratssparen zu günstigen Zinsen als Gegenaktion zu den sich schnell ausbreitenden Ratenkäufen.<sup>64</sup> Man musste die Wohnzimmer- oder etwa Kücheneinrichtungen auch nicht sofort als komplettes Set kaufen, sondern konnte es nach und nach, wenn man wieder Ersparnes hatte, erwerben. Das war vor allem für Familien mit geringerem Einkommen ein großer Vorteil. Das Angebot umfasste entsprechend den kleinen Neubauwohnungen eine Auswahl an praktischen Einzelstücken wie Klappstühle, Klappsessel und -betten, leichte Esszimmerstühle, Küchenhocker, aber auch Matratzen und Haushaltsgeräte. 1958, mit dem Erscheinen eines weiteren SW-Kataloges über 70 Seiten mit Farbfotos war das Programm noch vielfältiger geworden. Endlich schien es möglich zu sein, das Leben durch ein bisschen Luxus zu erhellen, den Alltag, der viele Jahre durch Mangel und Entbehrungen gekennzeichnet war, mit neuen Dingen und ästhetisch

---

<sup>60</sup> Eva Hack, Abschied von der Bassena, S. 140.

<sup>61</sup> Sabine Pollak, Erlertes Glück im Wohnen. Die Vermittlung einer neuen Wohnkultur der 1950er Jahre aus genderspezifischer Sicht. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en, S.41.

<sup>62</sup> Auf jedem Möbelstück war die geschützte SW-Plakette angebracht: **SOZIALE WOHNKULTUR SW MÖBEL** in weißer Schrift auf schwarzem Untergrund : siehe Abbildung in Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann, S. 241.

<sup>63</sup> Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, S. 56.

<sup>64</sup> Sabine Pollak, Erlertes Glück, S. 42.

ansprechenden Elementen freundlicher zu gestalten.<sup>65</sup> Nun fanden Möbelstücke, bisher nur in handwerklicher Einzelanfertigung, jetzt in großen Mengen seriell produziert, in frischer, modischer Form als leichte, flexible Fauteuils, Klappcouchen oder Gästesofas, tapeziert mit lebhaft gemusterten Stoffen, den Weg in die Haushalte der Familien.

Luxus repräsentierten auch das Sofa und seine Erscheinungsform in der Couchgruppe, Sitzgarnitur oder gar als Wohnlandschaft – das Polstermöbel als das Glanzstück der guten Stube, des Wohnzimmers oder sogar der ganzen Wohnung dürfte anscheinend diese Erwartung besonders gut erfüllen. So symbolisiert es in der Vorstellungswelt vor allem Muße und Entspannung; den Arbeitern war es als bedeutendes Requisit des Bürgertums ersehnt, gleichsam Müßiggang und süßes Nichtstun und im Besonderen die Tatsache, dass man sich solch einen Lebensstil auch leisten kann.

Das *Neue Wohnen* aber wollte Qualitäten wie 'Schmucklosigkeit, Ehrlichkeit, Sachlichkeit', nicht solche wie 'Betrug und Täuschung', 'Repräsentation und Prestigedenken' in den Vordergrund rücken. Der Mensch sollte im Mittelpunkt stehen, das Maß der Dinge sein<sup>66</sup>, und die Möbel und Einrichtungsgegenstände sollten ihm dienen, auf ihn abgestimmt sein und nur den Rahmen für seinen Lebensablauf bilden, aber „nicht auf die Vortäuschung von Wohlhabenheit“ abzielen.<sup>67</sup> Und in einem Einrichtungsratgeber Anfang 1960 heißt es gar: „Das Repräsentationsbedürfnis [...] ist ebenso antiquiert wie bedenklich stimmend: Es schafft Räume, um sie zur Schau zu stellen, Reservate für sich exklusiv gebärdende Exemplare des Homo sapiens. Mit der Wirklichkeit der Mitte des 20. Jahrhunderts hat das nichts mehr zu tun!“<sup>68</sup> Vielleicht sind derartig drastische Übertreibungen doch ein Indiz dafür, dass die neuen Funktionsmöbel nicht ganz so zahlreich, wie von den Wohnreformern erhofft, in die Haushalte Eingang gefunden haben. Demnach hätten sich laut einer deutschen

---

<sup>65</sup> Vgl. Eva Hack, Abschied von der Bassena, S. 140 ; siehe auch über die Ausstellung zum Möbeldesign der 50er Jahre im Wiener Möbelmuseum, 2005 : Peter Stuber, Hausfrauen-Report, Die Presse, 6.5.2006, Beilage/Schaukasten, S. 22–24.

<sup>66</sup> Mit diesem Rückgriff auf die griechische Antike wird dieser unbedingten Intention für eine Neuorientierung des Einrichtens noch zusätzlich pädagogischer Nachdruck verliehen. So wird für den bekannten Spruch von Protagoras 'Der Mensch ist das Maß aller Dinge' in der Zeitschrift *Wohnkultur und Dekoration* eine ganze, blanke Seite reserviert, gleichsam als Leitmotiv über alle nachfolgenden Artikel-Themen gestellt (Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien [1950/1951] ), Heft 1 u. 2, S. 48.), und auch in dem Buch *neues Wohnen*, in dem viele der damals führenden Architekten gemeinsam publiziert haben, ist der Mensch das Maß aller Dinge. Hier wird in einem speziellen Unterkapitel mit gleichlautendem Titel über die Bedeutung der räumlichen Dimensionen und ihrer Wechselwirkung auf die menschliche Statur hingewiesen. In Zentimeter-Angaben, sogar mit unterschiedlichen Maßangaben für Mann und Frau, werden Möblierung und situative Beispiele beschrieben und noch zusätzlich illustriert (vgl. Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann, S. 48-50).

<sup>67</sup> Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann, S. 59.

<sup>68</sup> Eva M.J. Schmid, Unsere Wohnung. Einrichten und Gestalten (Gütersloh [1960] 1966), S.127.

Umfrage aus dem Jahr 1954 sechzig Prozent der Befragten ein traditionelles Wohnzimmer mit wuchtigen Polstermöbeln, schwerem Buffet und großem Esstisch, und nur sieben Prozent für Nierentisch, Schalensessel oder freischwingende Stehlampen entschieden.<sup>69</sup>

Doch aus den zeitgenössischen Fachschriften tönt es voll Hoffnung, Jubel und Lob in Richtung einer *modernen, dezenten, günstigen, zweckmäßigen, dekorativen, formschönen*<sup>70</sup> Gestaltung der Umwelt: „Denn die neuen Ge,wohn’heiten erwiesen sich als sehr angenehm. Man sparte Arbeit und Zeit und fühlte sich auch ohne aufwendige Pracht, oder gerade weil sie fehlte, besonders wohl.“<sup>71</sup>

## 5.2. Wie richten wir uns ein? Der Ratgeber

In jeder Epoche finden sich Idealbilder des vorbildhaften Wohnens, die die gesellschaftliche Stimmung wiedergeben. Sie konfrontieren uns mit überkommenen Bildern und stellen sie in Opposition mit unseren heutigen (Seh)gewohnheiten. Anhand dieser Vorgänge manifestieren sich gewisse soziale Konstellationen ebenso wie ökonomische Rahmenbedingungen oder kulturelle Grundmuster. Wohnkultur als Ausdruck einer bestimmten Epoche lässt sich in zahlreichen Details und Nuancen festmachen, die gleichsam wie durch einen Filter Alltag und Lebenssituationen der Menschen jener Zeit widerspiegeln und erfüllen lassen. In den 1950er Jahren ist die Wohnkultur äußerst reichhaltig präsentiert worden. Es gibt eine Unzahl an Einrichtungsbüchern, die das ‚richtige‘ Wohnen illustrieren, über Wohn- und Lebensstil im allgemeinen informieren und so den kulturellen Wandel nach dem Krieg vermitteln. Es ist eine neue Zeit, die da anbricht, vorerst noch unter einem konservativen Stern, noch gezeichnet durch Mangel und Entbehrung, aber vieles weist schon in eine bessere, sichere Zukunft. „Im Idealbild des Wohnens...verdichtet sich der kollektive Mythos des Wiederaufbaus zu einem pastellfarbenen Schaubild des Glücks im eigenen Heim als epochales Leitmotiv.“<sup>72</sup> Es vermittelt das traute Wohnglück der heilen Familie, die eingebettet in Harmonie und Fluidum moderner Räume, fürsorglich gelenkt durch das sichere Stilgefühl der Hausfrau, ihren Alltag lebt. In den zahlreichen

---

<sup>69</sup> Michael Andritzky, Balance, S. 628.

<sup>70</sup> Diese Attributsbezeichnungen wurden in zahllosen Medien immer wieder aufs Neue und mit besonderem Nachdruck strapaziert, nicht nur in 'Haushaltslektüren', sondern auch in gehobenen Fachzeitschriften wie beispielsweise in den Ausgaben der vom Zentralverband der Architekten Österreichs mitherausgegebenen Zeitschrift "Der Bau" : vgl. Der Bau, 10. Jg. (1955), Heft 9/10 ; Wolfgang Kos, Preiswert, zweckmäßig, schön. Die Fachzeitschrift „Der Bau“ als Zeitdokument, Herbst 1955. In: Judith Eiblmayr u. Iris Meder (Hg.), Moderat modern. Erich Boltenstern und die Baukultur nach 1945, Ausstellungskatalog: Wien Museum Karlsplatz, 20. Oktober 2005 - 29. Jänner 2006 (Salzburg 2005), S. 79–87, hier S. 79.

<sup>71</sup> Eva M.J. Schmid, s. oben, S.127.

<sup>72</sup>Sabine Pollak, Erlerntes Glück, S. 31.

Interieur-Ratgebern finden sich nicht nur Hinweise über Stil- und Modeerscheinungen, sondern auch über Lebensbeziehungen und Verhaltensmuster, Geschlechterrollen und Moralvorstellungen. Omnipräsent ist die Familie als Vater-Mutter-Sohn-und Tochter-Konstellation. Diese Musterfamilien haben die Aufgabe vorzuzeigen, wie man das Leben in den eigenen vier Wänden am besten meistert, wie eventuell auftretende Probleme gelöst werden können, die Hausarbeit möglichst rationell organisiert wird und die notwendigen Arbeitsabläufe am effizientesten zu bewältigen sind.

Die Bücher geben Antworten auf alle möglichen Fragen des täglichen Lebens, über die stilvolle Möblierung ebenso wie über Beleuchtungs- und Farbkonzepte. Für alle denkbaren Situationen werden Lösungsvorschläge angeboten, die moderne Erneuerung der Wohnung vorgeführt oder Grundrisslösungen aufgezeigt. Wie durch Zauberhand verwandelt sich die kleinste Wohnung in ein großes, geräumiges Zuhause, ein Wohnzimmer mit wenigen Handgriffen in ein Schlafzimmer; es werden „passende Vasen, Pflanzen, Teppiche und Kissen arrangiert,...Faltwände ausgezogen und Tische hochgeklappt, Vorhänge zugezogen und Rolltische herangefahren.“<sup>73</sup>

Schon in den Titeln wecken die Einrichtungsbücher und –zeitschriften die Illusion optimistischer Gestaltungsallmacht: *Eine Lust zum Wohnen, Das Schöne Zuhause, Morgen wohnen wir schöner, So wohnt sich's gut, Alte Räume neu gestaltet* und viele andere mehr. In den verschiedenen Haushaltszeitschriften, die zahlreich auf den Markt kamen, wird immer wieder aufs Neue versucht, die sogenannte rationelle Haushaltsführung publizistisch zu untermauern und den Frauen anschaulich zu machen. 1953 erschien das Buch *Praktische Wohnungskunde* von Architekt Oskar Payer, ein „Ratgeber für alle, die zweckentsprechend, arbeitssparend, einfach, aber gut und schön wohnen wollen.“<sup>74</sup> Es hatte so großen Erfolg, dass es bereits nach vier Wochen vergriffen war und bis in die siebziger Jahre oftmals neu

---

<sup>73</sup> Ebd., S. 30.

<sup>74</sup> Oskar Payer, *Praktische Wohnungskunde*. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle" (Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953), mit zahlreichen praktischen Beispielen mit 223 Zeichnungen u. 73 Fotos ; Oskar Payer u. Peter Payer, *Haushalt und Wohnung. Eine praktische Wohnkunde* (Wien 1967) ; Oskar Payer u. Peter Payer, *Praktische Wohnungskunde*. Ein Lehrbuch und Ratgeber für alle, die gut und schöner Wohnen und die gut und besser Haushalten wollen (Wien 1971) ; Oskar Payer (1903 – 1973) spielte eine bedeutende Rolle bei der Entwicklung der SW-Möbel und hatte mit seinem Einrichtungshaus *Payer Decor* (Ecke Stephansplatz / Brandstätte) maßgeblich dazu beigetragen, in Wien einen neuen Einrichtungsstil zu verbreiten (vgl. Ottillinger, *Kontinuität und Neubeginn*, S. 54, 66.), setzte aber auch im Bereich der Architektur neue Impulse, indem er nicht nur 1947 beim *Sofortwohnprogramm* der Stadt Wien mitgewirkt hatte, sondern auch in den 1960er Jahren mit dem Ziel eines rascheren und kostengünstigeren Bauens die *Montage-Bauweise* (Plattenbau) entwickelte, die in einigen Bauvorhaben auch angewandt wurde (vgl. dazu: Oskar Payer. In: *Wien Geschichte Wiki*, Web: [https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Oskar\\_Payer](https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Oskar_Payer) (Stand 20.8.2016).



aufgelegt wurde. 1956 publizierte dann der Verlag des österreichischen Gewerkschaftsbundes einen reich illustrierten Band *neues Wohnen, ein Ratgeber für jedermann*, der über die Initiative der Sozialen Wohnkultur erzählte, aber auch allgemein für einen neuen Lebensstil eintrat und umfassende Antworten auf die Fragen der Zeit gab: „Wie richten wir unsere Wohnung ein?, Die Küche – Arbeitsplatz der Frau, Ein eigenes Platzl für unser Kind, Unsere technischen Heinzelmännchen, Die richtige Pflege unserer Wohnung...“<sup>75</sup>

Es wurden zahlreiche Initiativen gesetzt, um den Menschen und besonders den Frauen das neue Wohnen und den modernen Haushalt näher zu bringen. Diese wiederum fanden großes Interesse daran und ließen sich von den neuen Ideen gerne leiten und verführen. In einer Zeit, in der noch an allen Ecken und Enden gespart werden musste, waren die schönen Bilder und all die praktischen Tipps der Wohnbücher und Illustrierten ebenso wie die regelmäßig stattfindenden Ausstellungen und Wohnmessen eine willkommene Abwechslung im täglichen Leben. Auch Kurse, Vorträge und Seminare konnten besucht werden.<sup>76</sup>

Bereits wenige Monate nach dem Ende des Krieges, im Sommer 1945, wurden vom Wiener Kunstverein in der Kärntnerstraße Möbel, Tischkultur und Leuchten gezeigt und bald danach die Österreichischen Werkstätten als Informationsstelle für österreichisches Kunsthandwerk gegründet.

1950 präsentierte dann der Österreichische Werkbund seine erste Ausstellung der Nachkriegszeit im Österreichischen Museum für angewandte Kunst, wo unter anderem ein *Wohn-Schlafraum einer berufstätigen Frau* (Entwurf von Erich Boltenstern)<sup>77</sup> zu sehen war. Der Umstand, dass nun der Fokus unter anderem auch auf eine weibliche Erwerbstätigkeit außer Haus gerichtet wurde, lässt sich als Vorzeichen einer gesellschaftlichen Neuorientierung des Geschlechterverständnisses und Hinweis auf eine Veränderung der Frauenrolle in der Zukunft werten, während ihre aktuelle als Hausfrau und Mutter in der Vorstellungswelt eines traditionellen Familienbildes nach wie vor fest verankert war und sich in den folgenden Jahren der 1950er sogar noch festigen sollte. Und viele Jahre sollte es noch dauern, bis sich diese stereotypen Rollenbeschränkungen zu lockern beginnen und sich die Frau auch in der Öffentlichkeit ihren gesellschaftlich anerkannten Platz sichern kann.

---

<sup>75</sup> Soziale Wohnkultur, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst. Kat. (Wien 1952).

<sup>76</sup> Vgl. Eigner/Helige, Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, S. 207.

<sup>77</sup> Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, S. 71.

Bis dahin mögen sich die Frauen im schönen Schein der Wohnwelten darauf beschränken, ihr Zuhause im Zeitgeist perfekt auszuformen, mit Tischen, deren Beine schräg gestellt und deren Oberflächen durch Kunststoffplatten 'veredelt' sind, mit Leuchten unter einem spitzen Hut, mit Servierwägen und Blumenetagèren, Glasobjekten und Cocktailspießchen.

Wertvolle Inspirationsquellen für solche Vorhaben waren in der Folge die 1953 präsentierte Ausstellung des Werkbundes in der Akademie der bildenden Künste, wo junge Architekten wie Carl Auböck Jun., Roland Rainer und Karl Schwanzer ihre neuen Möbelentwürfe vorstellten, 1954 eine Schau in der Wiener Sezession und noch eine Reihe weiterer Ausstellungen. Hier ließen sich Wiener Kunsthandwerk und Design bewundern, eine Fülle von Keramiken, Gläsern, Klappischen, Metallstühlen und Lampen bestaunen. Oder man traf sich in den Kinos und in den neuen, modernen Schnell-Cafès im Stil der Fünfziger, wie etwa im Arabia Espresso am Kohlmarkt, um die neue Formensprache auf sich wirken zu lassen.<sup>78</sup>

So scheint das neue Design einfach und sicher den Weg ins Glück zu ebnen. Das Arrangieren von Farben und Formen, Objekten und Möbeln wird zum demonstrativen Spiegel einer Phase des Aufschwungs in eine 'rosige' Zukunft.

Zugleich steht individuelles Glück, wie es in den Musterfamilien und Musterwohnungen der zahlreichen Einrichtungsbücher, Zeitschriften und Ausstellungen zukunftsträchtig präsentiert wird, in einer seltsam ambivalenten Haltung zu den Prämissen einer Massenkultur. Bereits einige Jahre später sollten diese Relationen in Frage gestellt werden und neue Ansätze das Ende jener Phase einleiten. Die Annahme, Wohlbefinden und Zufriedenheit ausschließlich durch richtiges Einrichten und Wohnen erreichen zu können, das Konzept eines „erlernbaren Glücks“ scheint brüchig, die ernsthafte Didaktik der Bücher wird zur Reminiszenz einer Zeit und die darin enthaltenen Wertesysteme und vermittelten Rollenklischees werden durch das verdeckt, was wir heute mit dieser Zeit identifizieren: Nostalgie.“<sup>79</sup>

---

<sup>78</sup> Das Café Arabia (1., Kohlmarkt 5) wurde schon 1950–51 von Oswald Haerdtl konzipiert und eingerichtet und hat damit bereits sehr früh einen Akzent in Richtung der neuen, typischen 50er-Ästhetik gesetzt. Das Espresso blieb in diesem Stil bis zu seinem neuerlichen Umbau zu einer Boutique (1999) erhalten, vgl. Gabriele Kaiser u. Monika Platzer, Architektur in Österreich im 20. und 21. Jahrhundert, Architekturzentrum Wien (Hg.), (Basel/Boston/Berlin 2006), S. 132 ; Ein Lokal, in dem sich auch heute noch das Flair der Fünfziger nachempfinden lässt, ist die Café-Konditorei Aida am Stephansplatz (neben weiteren Standorten in ganz Wien), die 1959 von Rudolf Vorderegger gestaltet wurde: Ottillinger, Kontinuität und Neubeginn, S. 72 – 83, hier speziell S. 79.

<sup>79</sup> Sabine Pollak, Erlerntes Glück, S. 43.

## 6. TECHNISIERUNG UND MODERNISIERUNG IM HAUSHALT

„1950 wurde an allen Dingen des Lebens gespart, die Luxus bedeuten konnten. Luxus war vieles: elektrisches Licht aus mehr als einer Glühbirne, Warmwasser, ja teilweise sogar Fließwasser, ein Vollbad, eine Badewanne mit Gasbadeofen oder Elektroboiler. Immer noch dominierte der Waschtisch mit Lavoird und Kübel.“<sup>80</sup>

Die große Masse der Wiener entbehrte sie mehr und mehr, die Luxusgüter des Lebens in dieser Zeit. Nur wenige besaßen schon Dinge außer den allernötigsten Utensilien, um die Arbeit im Haushalt einigermaßen erledigen zu können oder es in der Wohnung, sofern eine solche überhaupt schon vorhanden war, etwas bequemer zu haben. Neben einem einfachen Herd, der damals vorrangig noch mit Holz befeuert wurde, gab es vorerst gerade nur einen kleinen elektrischen Spiralkocher für heißes Tee- oder Kaffeewasser. Die Versuche, mit diesen sogenannten elektrischen Tauchsiedern bei gleichzeitiger Zimmerbeleuchtung eine größere Menge Wasser zu erhitzen, führten jedoch häufig zu einer Überlastung der Stromleitungen. Denn der nötige Strom für Heizgeräte dieser Art, etwa auch für Heizstrahler, falls man schon in der glücklichen Lage war, einen solchen zu besitzen, war von einer Lichtleitung aus einer Oberputz-Steckdose bezogen oder gar aus der Fassung der Glühbirne angezapft worden. Behoben wurden solche Schäden dann natürlich in Selbsthilfe. Ohne professionelle Unterstützung und Aufsicht wurde der Strom nach dem Durchbrennen einer Sicherung mit einem Stückchen Draht wieder zum Fließen gebracht. In dieser Art mussten in den ersten Aufbau-Jahren alle Lebensbereiche und die dafür notwendigen Gegenstände ständig aus eigener Kraft heraus zusammengeflickt, improvisiert und organisiert werden.

### Bügeleisen

Die meisten sparten auf alles, was über ein elektrisches Bügeleisen und einen Radioapparat hinausging. Denn diese Gegenstände waren doch schon in vielen Haushalten vorhanden. So ist das Bild der für den Ehemann Hemden bügelnden Frau ein, fast ließe sich sagen, 'allzeitlicher' Klassiker. Sobald das zum Überleben Allernotwendigste organisiert war, richtete man sein Augenmerk wieder auf sein Äußeres. Und dazu gehörten in damaliger Zeit glatt gestrichene Stoffe sowie adrett verarbeitete Details daran. Es wurde (und wird teilweise bis heute) so ziemlich alles gebügelt, was in einem durchschnittlichen Haushalt an Wäsche anfiel; nicht nur nahezu sämtliche Kleidungsstücke, sondern auch Bettwäsche, Handtücher,

---

<sup>80</sup> Roman Sandgruber, Wohnen mit dem beginnenden Wirtschaftswunder. Ergebnisse der Konsumerhebungen aus Oberösterreich von 1950 bis 1974. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 95–116, hier S. 101.

Tischdecken oder Vorhänge. Das war allerdings nicht nur eine Frage der Optik, sondern auch eine hygienische Maßnahme gewesen. Denn Waschmittel, die so wie heute Textilien keimfrei machen können, waren damals noch nicht vorhanden, und pflegeleichte bügelfreie Kleidung aus modernen Chemiefasern vorerst noch nicht zu kaufen. Das wird sich erst gegen Ende des Jahrzehnts ändern: Im dynamischen Aufschwung setzte auch die Textilindustrie alles daran, in der Entwicklung moderner Materialien voran zu kommen, um auch die 'stofflichen' Bereiche des menschlichen Alltags zu optimieren, in zukunftsorientierter und fortschrittsgläubiger Überzeugung. Doch vorerst musste noch gebügelt werden, aber zumindest war der Vorgang des elektrischen Bügelns gegenüber dem mit auf einer Herdplatte aufgeheiztem Stachel-Eisen früherer Zeiten schon eine Erleichterung gewesen.

Andere aktuell ganz selbstverständliche Annehmlichkeiten und Hilfestellungen im Haushalt standen damals aber noch lange nicht zur Verfügung, waren entweder noch nicht erfunden oder noch nicht leistbar.

So hätte die heute unübersehbare Fülle an notwendigen und vielmehr überflüssigen Geräten, die wie selbstverständlich über die Ladentische wandern und baldigst auch wieder entsorgt werden, selbst die phantasievollste aller Vorstellungskräfte gesprengt.

#### Kühlschränke

Lebensmittel aufzutreiben war eine dieser großen Anstrengungen. Und wenn man sie hatte, mussten sie, falls etwas übrig blieb, frisch gehalten und vor dem Verderben geschützt werden, war man doch von heutiger 'Wegwerf-Kultur' noch meilenweit entfernt. In den Jahren nach dem Krieg war die Konservierung von Nahrungsmitteln noch mühsam und aufwendig. Man kühlte Vorräte noch im echten 'Eiskasten'. Das waren im eigentlichen Sinne noch Möbelstücke, hölzerne Kästen, die seitlich einen wasserdichten Behälter für Eisblöcke hatten. Das Eis wurde in speziellen Eisfabriken produziert, von fahrenden Verkäufern transportiert und in der warmen Jahreszeit zum Verkauf angeboten. Das eindringliche Bild der tropfenden Eiswägen war noch lange präsent. So hatte um 1951 nur 1% der österreichischen Haushalte einen elektrischen Kühlschrank, und auch Ende 1957 waren erst 8 bis 9% der Haushalte mit Kühlschränken ausgestattet. In den sechziger Jahren gelangten schließlich vermehrt Kühlschränke in die Haushalte: 1961 knapp 17% und um 1965 schon gut 40%.<sup>81</sup>

---

<sup>81</sup> Roman Sandgruber, *Wohnen*, S. 102 f u. 114 ; In Wien gab es bereits im Jahr 1955 in 30% der Haushalte einen Kühlschrank : vgl. Irene Bandauer-Schöffmann, *Gender Gap. Ökonomische Ungleichheit zwischen Frauen und Männern während des 20. Jahrhunderts*. In: Andreas Weigl, Peter Eigner u. Ernst Gerhard Eder (Hg.), *Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater (= Geschichte der Stadt Wien, Bd. 8, Innsbruck 2015), S. 261–354, hier S. 285.*

Ab der Mitte der Fünfziger Jahre wird schließlich durch den wachsenden Stromverbrauch in den Haushalten die fortschreitende Elektrifizierung deutlich; vermehrt finden Elektrogeräte den Weg in die Wohnungen. Dazu trug vor allem die Währungsstabilisierung 1952/53 bei und das damit verbundene höhere Einkommen, aber auch die vom Handel ermöglichten Ratenzahlungen und Kreditangebote – sicher aber auch der Blick nach Amerika.<sup>82</sup> So forcierte der Marshall-Plan stetigen wirtschaftlichen Aufstieg, hatte aber auch Sehnsüchte nach Konsumgütern dieser Art wachgerufen. Wohnkultur, wie sie in den Hollywood Cinema Scope-Filmen gezeigt wurde, vermittelt einen 'gehobenen' Lebensstil, der Bequemlichkeit, frische Ästhetik und Luxus signalisiert und imitiert werden möchte.

### Staubsauger

Als die Erfindung gegen den allgegenwärtigen Schmutz, den es nun mit zunehmendem Wohlstand immer gründlicher zu beseitigen galt, verzeichnete der Staubsauger einen ungebremsten, steilen Anstieg in der Gunst der Hausfrauen: So hatte dieses Reinigungsgerät 1956 bereits in 43% der Wiener Haushalte Einzug gehalten. 1960 war in bereits 77,5% und gegen Mitte des Jahrzehnts schließlich dann in 92,1% der Wiener Wohnungen, also in fast allen, ein Staubsauger vorhanden.<sup>83</sup>

Damit verbunden konnte man nun die Zimmer mit Teppichböden auslegen, ließ sich doch die Reinigung jetzt um vieles leichter erledigen. Man musste nicht mehr den Teppich bis zur Klopfstange tragen, sich dann schweißtreibend mit dem 'Teppichpracker' abplagen, um das gute Stück letztlich wieder mühsam hinaufzuschleppen. Man stelle sich die typischen Wiener Gründerzeit Häuser mit ihren hohen Stockwerken vor, die meisten von ihnen damals noch ohne Lift, und auch in den neuerbauten Wohnanlagen der 1950er war ein Aufzug noch keine Selbstverständlichkeit. Aber nun sollte es sich fast von selbst reinigen: die textilen Bodenbeläge elektrisch und die neuen pflegeleichten Fußböden aus Linoleum oder Kunstharzplatten mit Unterstützung der chemischen Industrie. Eine Unzahl neuer Produkte werden entwickelt und entsprechend in der 'Reklame' beworben. Sie finden reichlich Absatz wie auch Verwendung. Die Sensibilisierung für einen umweltschonenden Umgang mit vorhandenen Ressourcen sowie das generelle Bewusstsein um ökologische Kreisläufe in der Natur sollte sich erst einige Jahrzehnte später einstellen. Vorerst manifestiert sich vordergründig praxisorientierte Anleitung zur Erleichterung des Alltags als, fast könnte man sagen, soziokulturell determiniertes Leitbild der Sauberkeit, Klarheit, Korrektheit bis hin zum

---

<sup>82</sup> Ebd., S. 102.

<sup>83</sup> Ebd., S. 102 f.

Reinlichkeitswahn, dessen Auswüchse schließlich Gegenstand psychologisch-soziologischer Kritik werden sollten.<sup>84</sup>

### Waschmaschinen

Auch die Waschmaschine lief nicht ohne industriell hergestelltes Pulver. Eine Maschine, die den körperlich überaus anstrengenden Aufwand des Wäsche-Waschens überflüssig machen würde, wird wahrscheinlich immer schon seit der Verwendung von textilem Material eine Vision der menschlichen Spezies, besonders der weiblichen, gewesen sein. In der Tat war das Reinigen von Kleidung und größeren Haushaltstextilien eine der anstrengendsten Tätigkeiten im Spektrum der Hausarbeit und auch emotional sehr belastend. Die Arbeit war immer äußerst umfangreich und zeitraubend und fiel zu allem Überdross auch immer wieder aufs Neue an.

Die Entwicklung von den Anfängen des maschinellen Waschens bis zur modernen vollautomatischen Waschmaschine hat zahlreiche Jahre in Anspruch genommen. Anfangs musste nebenbei noch sehr viel per Hand zugearbeitet werden. So bestanden frühe Waschmaschinenmodelle oft nur aus einem großen Wasserbehälter, in dem das Wasser von einem Elektromotor ähnlich der Funktionsweise eines Ventilators bewegt wurde, und die Wäsche sich in einem strudelartigen Kreis drehte, wie ehemals zuvor mit einem Kochlöffel im Wäschekochtopf auf dem Herd. Die nachfolgend notwendigen Spülgänge musste man dann selbst vornehmen, das Wasser ablassen, frisches wieder einfüllen, die Wäsche wieder drehen, so lange und so oft, bis das Wasser klar geblieben war. In dieser *Waschtrommel* konnte die Wäsche auch noch nicht geschleudert werden. Dazu wurde eine Kurbelpresse benötigt, oder man musste, wie es immer schon üblich gewesen war, die einzelnen Stücke mühsam mit den Händen auswringen; und danach ging es hinauf mit der endlich sauberen Wäsche auf den Dachboden zum Trocknen. Denn automatische Geräte, die auch trocken könnten, wie moderne Wäschetrockner heute, waren damals noch gänzlich jenseits aller Vorstellungskraft gewesen. Das Wäschewaschen war also auch noch unter Zuhilfenahme der anfangs angebotenen Maschinen eine mühsame und auch zeitraubende Sache geblieben, die sich nicht einfach nebenbei erledigen ließ.

Das sollte sich erst mit der Entwicklung der vollautomatischen Waschmaschine ändern.

Eine verhältnismäßig lange Zeit dauerte es auch, bis sich die Waschmaschine, nun mehr oder weniger automatisiert, in den Haushalten etablieren konnte. Bewohnerinnen der Wiener Gemeindebauten hatten Waschmaschinen hingegen schon früher kennen und nützen gelernt. So waren in den großen Gemeinschaftswaschküchen bereits öfters elektrische Waschmaschinen vorhanden. Für Privathaushalte aber war die Anschaffung eines so großen

---

<sup>84</sup> Vgl. Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden* (Erstausg. Frankfurt am Main 1965), S. 129–133.

Gerätes doch mit ziemlich hohem finanziellen Aufwand verbunden. Das könnte auch einer der Gründe gewesen sein, dass nur in 6% der österreichischen Haushalte im Jahr 1957 – und das war nun doch schon viele Jahre nach Kriegsende – eine elektrische Waschmaschine stand. Bemerkenswert ist demgegenüber der Vergleich mit den USA. Hier waren es zum selben Zeitpunkt bereits 84 Prozent.<sup>85</sup>

#### Vorführung von Haushaltsgeräten

Galt eine Waschmaschine nun als Luxusgut und Prestigeobjekt oder nur als notwendiges Hilfsmittel, das einfach nur seinen Zweck im Haushalt erfüllen sollte, in jedem Fall hätte die Anschaffung dieses Haushaltsgerätes eine enorme Erleichterung für den Arbeitsalltag der Frauen bedeutet. In diesem Zusammenhang sind auch eine Reihe von Aktionen zu sehen, die zum Ziel hatten, den Frauen Unterstützung und Orientierung zu bieten. Das war auch politisches Anliegen gewesen, wobei vor allem die SPÖ-Frauenbewegung sich in dieser Sache engagierte und bemühte, Konzepte für eine Anhebung der weiblichen Lebensqualität anzubieten. Hatten die Frauen doch besonders in den ersten Nachkriegsjahren Enormes geleistet, meistens auf sich allein gestellt ohne männliche Hilfe, auf der verzweifelten Suche nach einem Dach über dem Kopf, in der täglichen Nahrungsbeschaffung und Fürsorge um ihre Kinder, und natürlich im Wiederaufbau (Stichwort *Trümmerfrauen*!). Und auch Jahre später hatten sie meistens immer noch mit großen Belastungen zu kämpfen, auch wenn in der Öffentlichkeit das gesellschaftlich-propagiertere Leitbild einer im Kreise ihrer kleinen Familie glücklich entspannten und gepflegten Frau und Mutter vermehrt in den Vordergrund rückte. Aber es galt auch, dieses Bild in die Realität zu transferieren, um damit Lebensfreude, Freizeit und Regeneration erst zu ermöglichen. Auch unter diesem Vorzeichen sind die neuen Wohnkultur-Ausstellungen zu sehen. Wiederholt wurde damit versucht, den Frauen neue Lebensperspektiven zu geben. Ein neuer Lebensstil konnte also vordringlich nur über eine Entlastung im Haushalt erreicht werden. Diese Überzeugung hatten die SPÖ-Frauen vermitteln wollen, und so waren in der Ausstellung *Die Frau und ihre Wohnung* im Messepalast 1950 neben Möbeln in neuem Design auch neue Haushaltsgeräte ausgestellt und zusätzliche Fachberatung angeboten worden.<sup>86</sup>

---

<sup>85</sup> Sandgruber, *Wohnen*, S. 105 ; In den Wiener Haushalten gab es vergleichsweise 1955 bereits 8% Haushalte mit Waschmaschinen : vgl. Irene Bandauer-Schöffmann, *Gender Gap. Ökonomische Ungleichheit zwischen Frauen und Männern während des 20. Jahrhunderts*. In: Andreas Weigl, Peter Eigner u. Ernst Gerhard Eder (Hg.), *Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater (= Geschichte der Stadt Wien, Bd. 8, Innsbruck 2015)*, S. 261–354, hier S. 284 f .

<sup>86</sup> Regina Wonisch, *Verbürgerlichung der Lebenskultur – Zur Ausstellung „Die Frau und ihre Wohnung“ (1950–1960)*. In: Christina Altenstraßer, Gabriella Hauch u. Hermann Kepplinger (Hg.), *gender housing. geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd.5, Innsbruck 2007)*, S. 116–137 ; vgl. Andrea Ellmeier,

## Radioapparate

Wesentliches Requisite im Haushalt schon zu Beginn der fünfziger Jahre war der Radioapparat. 1951 gab es 65% und zehn Jahre später 88% Radiobewilligungen in den österreichischen Haushalten.<sup>87</sup> Das Radiogerät der damaligen Zeit ist unverkennbar mit seinem abgerundeten Holzgehäuse und noch heute begehrt: Es hatte einen besonderen Klang, den später erzeugte Produkte nicht mehr haben würden. Ein Höhepunkt der Radioübertragung war am 5. November 1955 die Wiedereröffnung der Wiener Staatsoper mit Beethovens Fidelio, der viele österreichweit von zu Hause aus zuhören konnten. Wenig später wurden bereits die ersten Plattenspieler angeschafft. Die wie ein Möbelstück ausgeführten Musikschränke, in denen Radio und Plattenspieler kombiniert waren, hatten den Rang prestigeträchtiger Statussymbole, und die ersten Tonbandgeräte, sogenannte 'Magnetophone', wurden einer staunenden Zuhörerschaft in den großen Fachgeschäften vorgeführt.

## Fernsehgeräte

Am 1. August 1955 wurde für einige Tausend Österreicher, 516 waren bei der Post registriert, das erste kurze Fernsehprogramm ausgestrahlt (drei mal in der Woche je 1 Stunde!). Ab Beginn 1957 gab es dann regelmäßige Sendungen, zunächst an 6 und ab 1959 an allen Tagen der Woche.<sup>88</sup>

Das Fernsehen wurde zum Fokus des abendlichen Zusammenlebens in den Haushalten, wobei dem Fernsehgerät – in der gehobenen Klasse auch Fernsehschrank – ein prominenter Platz im Wohnzimmer eingeräumt wurde. Allerdings war das begehrte Gerät mit hohen Kosten<sup>89</sup> verbunden und für die breite Masse der Bevölkerung ein höchst kostspieliges Begehren: „Das war eine große Anschaffung früher, des war net so, jetzt kauf i ma an Fernseher oder an Eiskasten, da haben die Leut lang müssen sparen. Das war eine große Anschaffung.“<sup>90</sup> Die meisten Wiener Fernsehgeräte, 25.000 im Jahre 1958, aber waren in Gasthäusern und in Elektrogeschäften aufgestellt und „wirkten dort als wahre Publikumsmagneten.“<sup>91</sup> In den sechziger Jahren mutiert das Fernsehgerät schließlich vom Luxus- zum Gebrauchsgut. Auf Grund der rasanten Verbreitung dieses Mediums und seines

---

Konsum, Politik und Geschlecht. Österreich in den 1950er und 1960er Jahren (Diss. Wien 2005), S. 162 f.

<sup>87</sup> Sandgruber, Wohnen, S. 114.

<sup>88</sup> Ebd., S. 107.

<sup>89</sup> Zur Preisentwicklung der Fernsehgeräte siehe Monika Bernold, Das Private Sehen. Fernsehfamilie Leitner, mediale Konsumkultur und nationale Identitätskonstruktion in Österreich nach 1955 (= Österreichische Kulturforschung 6, Wien 2007), S. 51.

<sup>90</sup> Fuchs u. Slapansky, Trümmer und Träume, S. 139.

<sup>91</sup> Franz X. Eder, Privater Konsum und Haushaltseinkommen im 20. Jahrhundert. In: Ders., Peter Eigner, Andreas Resch u. Andreas Weigl, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (= Querschnitte, Bd. 12, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003), S. 201–285, S. 238.



Konsums hatte das Fernsehen großen Einfluss auf das politische und soziale Leben in Österreich, auch deswegen, weil nur ganz wenige Programme zur Auswahl standen und so die manipulative Kraft der Bilder Identitäten schuf, die sich politisch, sozial und wirtschaftlich in ihrer Wirksamkeit gut nützen ließen.

### Badezimmer

In den meisten alten, bereits bestehenden Häusern der Gründerzeit waren die Wohnverhältnisse nicht sehr angenehm und bequem gewesen. Diese Häuser mussten zwar nicht neu errichtet werden, erforderten aber ebenfalls weitreichende bauliche Aktivitäten. So waren nicht nur sukzessive Schäden durch den Krieg zu beseitigen, sondern auch in den Wohnungen selbst Verbesserungen durchzuführen. Denn ebenso wie die Konstruktionsweise der Gebäude entsprach auch der Standard der Wohnungen, was sanitäre Einrichtungen, Heiztechnik, Elektrifizierung oder Raumaufteilung betraf, noch dem vorhergehenden Jahrhundert. Vor allem hinkte die sanitäre und hygienische Ausstattung einem zeitgemäßen Standard hinterher oder war zu einem großen Teil noch überhaupt nicht innerhalb der Wohnungen vorhanden, das Wasser nur über die sogenannte Bassena am Gang zugänglich.

Die Entwicklung der ideellen Bewertung der Hygiene-Standards unter Berücksichtigung finanzieller Möglichkeiten der Haushalte lässt sich am Beispiel des Badezimmers gut nachvollziehen: Nur in 11% der Wohnungen gab es 1951 ein Bad, 29% waren es dann 1961. In den sechziger Jahren stagnierte der Wille zu besserer Hygiene augenscheinlich, da die Zahlen nahezu gleich geblieben waren mit 30% im Jahre 1971.<sup>92</sup>

Erst wieder in den späten siebziger und im Laufe der achtziger Jahre wurden über breitangelegte Förderungsmaßnahmen der Stadt Wien mit Hilfe sogenannter Wohnungsverbesserungsdarlehen Standarderhöhungen in großer Zahl vorgenommen, sodass 1993 bereits 93% der Wohnungen ein Bad integriert hatten.

Verbesserungsansätze waren oft nur schwer durchführbar, weil die dicken, massiven Mittelwände, in denen die Kaminschächte liefen, eine fixe Größe darstellten und Eingriffe in die Bausubstanz nur sehr beschränkt zuließen. Dennoch gab es Vorschläge für eine Neugestaltung der schmalen Gangküche, und es wurden auch bereits Überlegungen angestellt, wie sich innerhalb der vorgegebenen ungünstigen Grundrisse, die alles andere als flexibel waren, körperliche Hygiene erleichtern ließe. Bereits 1950 wurde in der vielzitierten Wohnkultur-Ausstellung im Messepalast (im heutigen Museumsquartier an der Mariahilferstraße) ein Umbau-Beispiel gezeigt in Form einer 'Vorher – Nachher' Simulation. Hier konnte als bauliche Maßnahme eine Abtrennung durchgeführt werden: Die

---

<sup>92</sup> Statistische Werte siehe Eigner/Helige, S. 231 f .

ursprüngliche Gangküche wird geteilt in ein neues Kleinstbad mit Kleinbadewanne, einem davor liegenden Vorzimmerbereich mit Garderobe und in eine Kochnische mit Gasherd und eingebauten Schrankelementen, – und die Wohnung erhält bereits einen elektrischen Boiler. Wo früher die Kohlenkiste stand, lief jetzt Warmwasser in die Abwasch. Das hatte Signalwirkung und war für den Fortschritt der fünfziger Jahre symptomatisch. Es sollte von nun an stets bergauf gehen.<sup>93</sup>

## 7. DIE WOHNUNG – DIE 'ARBEITSSTÄTTE' DER HAUSFRAU

### Wohnkultur als Ausdruck soziokultureller Muster und Rollenbilder

Nicht nur die Familie wäre innerhalb der Wohnung am besten aufgehoben, sondern speziell für die Frau, ihrer gesellschaftlich konzipierten Bestimmung gemäß, wäre die Wohnung ihr Ort, ihr Lebensmittelpunkt und ihre Wirkungsstätte – die männlich konnotierte Öffentlichkeit gegen die weiblich determinierte Privatheit: Dieser Antagonismus diktierte schon seit langem die Auffassung gemäß eines bürgerlichen Rollenverständnisses, dass der häusliche Bereich der Frau zuzuordnen sei. In dieser Logik demonstrieren auch Einrichtungsmuster tradierte geschlechterdifferenzierende Vorstellungen. Die imaginierten sowohl Physis als auch die Psyche betreffenden Eigenarten von Mann und Frau würden sich demnach in unterschiedlichen Einrichtungsbedürfnissen und Möblierungsanforderungen manifestieren und werden als solche wiederholt in meinungsbildenden Medien – in Büchern, Illustrierten, Ausstellungen, im Kino und später im Fernsehen – lanciert und in der Regel unhinterfragt konsumiert. Ebenso lassen auch dargestellte Verhaltensmuster von Bewohnerinnen und Bewohnern, wie sie in zeitgenössischen Quellen vielfach präsentiert werden, keinen Zweifel über die innerhalb des sozialen Gefüges normierte Position der Geschlechter bestehen.

Die in Erklärungsbeispielen agierenden Zeichenfiguren dechiffrieren die Wertennorm des erwarteten Rollenbildes wie folgt: „Die durch einen Rock und mit einer Schürze gekennzeichnete, abstrahierte Frauenfigur steht am Wickeltisch, kocht, wäscht, räumt die Schränke ein, saugt, heizt und näht. Der durch lange Hosen gekennzeichnete Mann schläft, wäscht sich im Bad, sitzt am Mittagstisch und liest abends ein Buch...“<sup>94</sup>

---

<sup>93</sup> Vgl. Wohnkultur und Dekoration, S. 50 f ; vgl. auch Stern, S. 62 f u. S. 67–70 ; siehe auch Abbildungen: Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 8. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1953 (Wien), Nr. 5–6, S. 252 .

<sup>94</sup> Sabine Pollak, Erlerntes Glück, S. 39 ; Siehe Abbildungen mit erwähnten Beispielen: Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann (2.verb.u.erw.Aufl., Wien [1952] 1956), S. 42 ff.

Für die Frau als Hausfrau geht es also nicht darum, Verwirklichung und Entfaltung ihrer Individualität zuzulassen oder gar Dominanz auszuüben an diesem ihr zugeordneten, zugeteilten Ort, sondern vielmehr darum, sich an den Bedürfnissen ihrer Familie zu orientieren und sich diesen unterzuordnen.<sup>95</sup> Im Sinne eines solchen konservativen Frauenbildes möge sie ihren Geschmack und den ihrer Familie bilden und das Schöne im Hause fördern. So klingt dieser Anspruch in den fünfziger Jahren als Einforderung, „sich Mann und Kindern zu widmen,...sich und die ganze Familie weiterzubilden, (wobei sie) um so mehr Zeit (hätte), wenn sie verständig die Möglichkeiten, das Leben reich zu gestalten, nutzt. Zeit und Muße sind nötig zu geistiger Beschäftigung, die ja erst aus dem Menschen den Menschen macht.“<sup>96</sup>

Zeit und Muße werden auch vonnöten sein angesichts der Tatsache, dass immer mehr Frauen bereits einem Beruf nachgehen. In zeitgenössischer Einrichtungsliteratur hingegen zeigt sich die Intention anlässlich der ersten großen Ausstellung *Die Frau und ihre Wohnung* (1950), auch die berufstätige Frau durch eine effizientere Wohnungs- und Haushaltsorganisation entlasten zu wollen, nur sehr spärlich. Ebenso sind die Bemühungen, eine Vereinbarkeit von Hausarbeit, Familie und Beruf zu erreichen, in den Wohnhandbüchern praktisch nicht existent.<sup>97</sup> 1956 klingt es hier schließlich folgendermaßen: „...ist doch die Wohnung (für die Frau) nicht nur der Schauplatz des häuslichen Lebens, sondern vorwiegend der Ort ihrer Tätigkeit und ihrer Arbeitsleistung für die Familie und den Staat. Es lohnt sich daher, auch der kleinen Hausfrau alle Möglichkeiten und Methoden des 20. Jahrhunderts zugänglich zu machen, um ihr zu helfen und sie jung und frisch zu erhalten.“<sup>98</sup> Auch 1960 pocht man noch auf die selben Inhalte: „Die Wohnung ist die Arbeitsstätte der Hausfrau. Jede zivilisatorische Perfektionierung dient der Erleichterung ihrer Aufgaben. Je müheloser sie diese bewältigen kann, um so länger behält sie ihre Gesundheit und jugendliche Spannkraft...“<sup>99</sup>

Ein Satz, den man heute nicht mehr, da ideologisch nicht opportun, in dieser Diktion schreiben würde. Oder haben sich die Inhalte der Wunschvorstellungen doch nicht so sehr verändert wie es auf den ersten Blick erscheinen mag: heute eine Schönheitsoperation – damals die Durchrationalisierung und perfekte Organisation des Haushaltes als Mittel zur

---

<sup>95</sup> Vgl. Regina Wonisch, *Verbürgerlichung*, S. 116.

<sup>96</sup> Eva M.J. Schmid, *Unsere Wohnung. Einrichten und Gestalten* (Gütersloh [1960] 1966), S.11.

<sup>97</sup> 72 Vgl. Eigner/Helige, S. 207 : Fragen zur Dreifachbelastung der Frauen und die Bemühungen um Rationalisierung und Technisierung der Haushalte, an denen sich Frauen, sowie auch Männer aller politischer Richtungen beteiligten, werden hier angesprochen. ; vgl. weiterführend Roberta Rastl, *Küche und Kochen. Zur geschlechtsspezifischen Aneignung eines Alltagsortes in Wien seit den 1950er Jahren* (Diss. Wien 2001) 35-40.

<sup>98</sup> Robert Stern (Red.), *neues Wohnen*, S.32 f.

<sup>99</sup> Eva M.J. Schmid, *Unsere Wohnung* (Gütersloh [1960] 1966), S.11.

ewigen Jugend? Jung und frisch und mühelos, so lautet auch die Botschaft der Werbefotos, auf denen sich die Hausarbeit scheinbar von selbst erledigt und die Frau als „steifes Mannequin“, in ihrer ästhetischen Erscheinung ganz auf den Stil des häuslichen Interieurs angepasst, mit sicherem Distanzgefühl die Wunderwelt der Haustechnik demonstriert. „Das Karo des schwingenden Petticoats gleicht jenem des Fauteuils, die locker in den Ellbogen gehängte Einkaufstasche vermittelt, dass durch die gute Organisation Zeit zum Einkaufen gewonnen wird...Einrichtungsstil und Modestil sind nahezu identisch, das Idealbild weiblicher Eleganz deckt sich vollkommen mit jenem der stilvollen Einrichtung, Frau und Interieur verschwimmen zu einem einzigen idealisierten Abbild des Glücks.“<sup>100</sup>

Während die Autoren des Neuen Wohnens jedoch die Frau vor allem als Hausfrau deklarierten, übersahen sie, dass sich mit der fortschreitenden Erwerbstätigkeit der Frauen das Leitbild des Frauseins allmählich veränderte und damit auch die Anforderungen und Ansprüche an die Frauen weiter stiegen. So lautete das neue Credo: „Berufstätig sein, Mann und Kind versorgen und doch gepflegt sein.“<sup>101</sup>

Abseits der Reklamebilder jedoch offenbart sich die Realität eines Hausfrauenlebens nach anderen Kriterien. Noch hat die erwerbstätige Frau zusätzlich zu ihrem Beruf alleine die Verantwortung über die Arbeit zu Hause und über das Wohlergehen von Mann und Kindern im privaten Bereich; noch hat sie den längsten Arbeitstag und kein Wochenende, und in zahlreichen Altbauwohnungen der Gründerzeit existiert nach wie vor der Standard des 19. Jahrhunderts mit engen Gangküchen und Wasseranschluss sowie WC am Gang.

Um eine neue Einrichtung wie eine 'moderne' Einbauküche integrieren oder auch nur den Standard in Hinblick auf Wasser und Waschgelegenheit anheben zu können, wären weitreichende Umbau- beziehungsweise Renovierungsmaßnahmen notwendig gewesen. Wiederum ein Aufwand, der bekanntlich sowohl finanzielle Ressourcen, aber auch physisches und psychisches Potential verbraucht, was zur Folge hatte, dass sich Verbesserungen über Jahrzehnte hinweg nur sehr schwergängig einstellen sollten.

Änderungen waren vor allem an der Inneneinrichtung erwünscht. Es würde bezüglich der Planung und Gestaltung von Möbeln und Geräten auf die Bedürfnisse der Hausfrauen zu wenig Rücksicht genommen und dadurch die Hausarbeit erschwert werden, so die Kritik der

---

<sup>100</sup> Sabine Pollak, *Elerntes Glück*, S. 40.

<sup>101</sup> Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates*, S. 430 ; vgl. Edith Saurer, *Schweißblätter. Gedankenfetzen zu Frauengeschichte in den fünfziger Jahren*. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), *die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich* (St. Pölten/Wien 1985), S. 42–53, hier S. 46.

Frauenorganisationen und Konsumentenvereinigungen. Außerdem musste neues Mobiliar wie zum Beispiel eine neue Kücheneinrichtung preiswerter und damit leistbarer werden. Den Weg dazu suchte man in der Typisierung und Normierung von Geräten und Möbeln, wie etwa Franz Schuster, der eine neue Küchenserie als Modulsystem entwickelte.<sup>102</sup> Seine *Wiener Einbauküche* aus der SW-Serie konnte durch ihre Ausführung als Aufbauprogramm individuell aneinandergereiht und damit auch über einen längeren Zeitraum hinweg schrittweise erworben werden.<sup>103</sup> Unter diesem Aspekt setzte die Prämierung von arbeitstechnisch anspruchsvoll entwickelten Musterküchen wichtige Signale<sup>104</sup>, untermauerte damit aber auch die insistente Feststellung der gängigen Werbeslogans „Eine Einbauküche ist die ideale Wirkungsstätte der Hausfrau...“.<sup>105</sup> Dieser Leitsatz war in seiner Wirkung nicht ohne Folgen geblieben; in der gesellschaftlichen Wahrnehmung war die moderne Küche nach amerikanischem Vorbild in den Vordergrund gerückt. Die mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgestattete Küche hob schließlich das Sozialprestige der Frau<sup>106</sup>, die nun umgeben von modernen Geräten auch eine fortschrittliche Lebenseinstellung inkarniert.

Es ist aber nicht nur das weibliche Repräsentationsbedürfnis, das die neue Küche für viele zum vordringlichsten, sehnsuchtskonnotierten Traum- und Zielobjekt werden lässt.

Auch schlichte praktische Gründe forcieren vehement den Wunsch danach: alles griffbereit bei der Hand zu haben, in leichtgängigen Laden, die nicht jedesmal beim Öffnen und Schließen klemmen, oder in den passenden Fächern mit genügend Stauraum Ordnung halten zu können, durchgängige Arbeitsflächen, die das Zubereiten von Mahlzeiten und die Reinigung vereinfachen würden, und vor allem auch die Verwendung automatisierter Geräte, wie Boiler, Kühlschrank, Elektroherd oder sogar Küchenmaschinen, die zumindest in der gedanklichen Vorstellung die Arbeit gleichsam eigenständig erledigen könnten. – Den zeitlichen und auch finanziellen Aufwand der Reinigung, Pflege und Reparatur all dieser Gerätschaften hatte man im Vorfeld aber sicher noch nicht berücksichtigt.

---

<sup>102</sup> Beschreibung über die Küche aus dem Entwurfsprogramm von Franz Schuster 'Die Einrichtung einer Kleinwohnung': „... so kann mit entsprechenden Möbelementen nach und nach eine vollkommene Einbauküche zusammengestellt werden. Die ausgestellte Küche hat einen Arbeitsplatz am Fenster mit Speiskasten, Ladenkasten und Kommode und Aufsatzkästen, ein offenes Regal neben dem Herd und eine eingebaute Abwasch mit beiderseitigen Abstellflächen. Ein Klapp Tisch ermöglicht das Arbeiten im Sitzen und die Einnahme von Mahlzeiten in der Küche.“ : Soziale Wohnkultur, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst. Kat. (Wien 1952), S. 6.

<sup>103</sup> 78 Vgl. Franz Schuster, Die Wiener Einbauküche. In: Der Aufbau, 9. Jahrgang (Wien 1954), Nr. 8, S. 349–356 ; siehe auch Eva Hack, Abschied von der Bassena, S. 137.

<sup>104</sup> Vgl. Eigner/Helige, S. 207.

<sup>105</sup> Film und Frau, Sonderheft: Wir haben Gäste (1956), S. 43.

<sup>106</sup> Vgl. Eigner/Helige, S. 209.

Verständlicherweise reagierte die Einrichtungsbranche bald auf das große Interesse und die zunehmende Nachfrage der Konsumentinnen, wie sich einer Werbe-Announce schon aus dem Jahr 1950 mit dem Slogan „Technik im Haushalt“ entnehmen lässt.<sup>107</sup>

Im begleitenden Zeitschriftentext *Moderne amerikanische Wohnküche, alles eingebaut* wurden viele der oben erwähnten Punkte angesprochen und mit intensiver Überzeugungsarbeit die Vorzüge einer neuen modernen Kucheneinrichtung aufgezählt.<sup>108</sup>

Denn, so der damals gängige Kommentar, die Anforderungen an die Frauen von heute wären mannigfaltig: „Nicht selten auf sich allein gestellt [Viele Männer waren nicht mehr oder noch nicht aus dem Krieg und anschließender Gefangenschaft zurückgekommen], muss sie genau so einem Beruf nachgehen wie sonst die Männer, und es bleibt ihr wenig Zeit, sich von des Tages Mühen zu erholen.“ Eine Einbauküche würde nun den harten Alltag der Frauen erleichtern und wäre auch angesichts „der in aller Welt herrschenden Raumnot“ ein unbedingtes Erfordernis, da es nur mit Hilfe moderner Küchenplanung möglich sei, "alle notwendigen Küchenmöbel und -utensilien auf kleinstem Raum unterzubringen."<sup>109</sup>

Eine der technischen Errungenschaften wurde besonders hervorgehoben, die man heute in den für den städtischen Raum üblichen Küchen vergeblich suchen würde: „Auffallend ist vor allem der dem gesamten tischhohen Kastenaufbau organisch eingeordnete Herd, der der besseren Verwendungsmöglichkeit wegen zumeist mit Kohlenfeuerung kombiniert sein wird.“ – annonciert als „3-Platten-Elektroherd mit Backrohr (kombinierte Kohlenfeuerung)“.

In der Tat ist der abgebildete Herd ein überlanges 'Prunkstück', das in dieser Dimension sicher nur in Altbauwohnungen Platz gefunden hätte und im Nachkriegswien Anfang 1950 für die Mehrheit der Bevölkerung schier unleistbar war. Um das Bild der 'modernen Küche' abzurunden, seien hier noch die weiteren Details des Inserats angeführt.

So handelte es sich um ein Angebot mit: „zusammensetzbarem Kasten mit drehbaren (!) Fächern ... eingebautem Spülbecken ... Kühlschrank ... eingebauten Spezialbeleuchtungen ... Mokka-Espresso und diversen elektrischen Hilfsgeräten wie Brotröster sowie Wafflerzeuger (!), Bügeleisen usw. ... einheitlichem Tischbelag sämtlicher Kastenteile.“ unter der Erwähnung der Ausstellungsräume und einer Besichtigungsmöglichkeit.

Alles in allem war hier eine Luxusküche präsentiert worden, die sich in den frühen 1950er Jahren sicher nur sehr wenige Familien leisten konnten.<sup>110</sup>

---

<sup>107</sup> Werbe-Inserat für eine 'moderne Küche' der Firma Alois Martiny, Wien, 6. Bezirk, Millergasse 20. Aus : Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien [1950] ), Heft 1, S. 42 .

<sup>108</sup> Siehe Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien [1950] ), Heft 1, S. 39 .

<sup>109</sup> Ebd., S. 39 .

<sup>110</sup> Ebd. zuerst S. 39 u. Werbe-Inserat für eine 'moderne Küche' der Firma Alois Martiny, Wien, 6. Bezirk, Millergasse 20. Aus : Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien [1950] ), Heft 1, S. 42 .

Allmählich aber werden die neuen, modernen Küchen mit ihren technischen Hilfsmitteln, Warmwasser, Waschmaschinen und neuen automatischen Heizungen zum „Silberstreifen am Horizont“<sup>111</sup> Es sind schließlich die sachlichen Möbel mit glatten, oft kunststoffbeschichteten Oberflächen, leicht waschbares Nylon und vor allem der wachsende Wohlstand mit der Möglichkeit zur Haushaltstechnisierung, die den Frauen den Weg in eine neue Lebensform ebnen werden. Die erleichterte Haushaltsführung kommt ihrer Erwerbstätigkeit und damit einem höheren Lebensstandard durch ein zusätzliches Einkommen entgegen – eine gesellschaftliche Entwicklung, die Jahre später zu einer flexibleren Aufteilung der Lebensbereiche zwischen Mann und Frau führen sollte. Dem kann man aber aus der Erfahrung dieser Hausfrauengeneration entgegensetzen, dass Haushaltsinstandhaltung und Berufstätigkeit zu der auch heute noch beklagten Doppelbelastung führten. Das Vorbild der amerikanischen Hausfrau – „Obwohl sie meist berufstätig ist, versteht sie es, Mann und Kinder zu versorgen und überdies noch gepflegt auszusehen.“<sup>112</sup> – kommt in diesem Zusammenhang doch einer zynischen Zumutung nahe.

Die geschlechtsspezifische Rollenverteilung funktionierte und funktioniert immer noch zulasten der Frauen, wobei viele von ihnen damals die problembehafteten und dennoch idealisierten Rollenbilder gar nicht (nach)leben konnten. I h r e Männer waren aus dem Krieg nicht mehr heimgekehrt. Dieser nicht unerhebliche Anteil von Frauen konnte von Wohlstand und Luxus nur träumen. Sie mussten alle Anforderungen des Alltags alleine tragen – in einer umgekehrten Wertefolge: Beruf, Kindererziehung und Haushalt. Dass die Wohnung unter solchen Umständen nicht ästhetischen Kriterien einer wie auch immer bestimmten Wohnkultur folgte, sondern gemäß den dringendsten Anforderungen im Lauf der Dinge möbliert und benützt wurde, ist nachvollziehbar.

Und jene Frauen, deren Männer abends nach der Arbeit nach Hause kamen, konnten von diesen auch keine Hilfe erwarten. Ganz im Gegenteil, die Erwartungshaltung war, dass die alltäglich anfallende Arbeit im Haushalt, wie Wäsche waschen, staubsaugen, Fenster putzen etc. erledigt sein musste, das fertige Essen bereit stehen, die kleinsten Kinder bereits im Bettchen liegen und überhaupt alles Störende und Lärmende ferngehalten werden sollte. Der Familienerhalter war von den Anforderungen seines Arbeitstages erschöpft und musste geschont werden. Zahlreiche Quellen jenes Zeitraumes präsentieren dieses Bild des Familienlebens. Nur ein Klischee? Fröhlich morgens verlief es augenscheinlich ähnlich: Der Mann auf dem Foto, der, bereits im Mantel am Küchentisch sitzend und Zeitung lesend, ohne seinen Blick zu heben seiner Frau die Kaffeetasse hinhält – in Erwartung, dass sie ihm

---

<sup>111</sup> Eva M.J. Schmid, *Unsere Wohnung* (Gütersloh [1960] 1966), S. 11.

<sup>112</sup> Siehe Anm. 110.

nachgießen möge. Es gibt eine Vielzahl solcher Sujets, die darauf schließen lassen, dass diese Art des Rollenverhaltens Normalität hatte. Das hat sich vorerst auch mit der weiblichen Berufstätigkeit nicht geändert. Die Arbeitsbereiche waren streng geschlechtsspezifisch aufgeteilt. Sofern Männer in Haus und Wohnung mithalfen, beschränkten sie sich ausschließlich auf typische Männerarbeiten. Gemeint waren damit hauptsächlich Bauarbeiten und ähnliche körperliche Schwerarbeit, an denen in den Fünfigern auch noch mehr als genug Bedarf war, wie es der Autor Peter Henisch im letzten Kapitel dieser Arbeit sehr lebendig schildert. Auch das Einheizen des Ofens war meistens 'Männersache', um hier noch ein Beispiel anzuführen – eine schwere und auch schmutzige Arbeit. Machten die Frauen im Küchenherd Feuer, so kümmerten sich die Männer um die Kohlenöfen in den Wohnräumen. Die Kohlen wurden beim Kohlenhändler bestellt, in die Keller transportiert, dort in die Kohlenkübel geschaufelt und über die Stockwerke hinaufgeschleppt, bevor es dann endlich nach mühsamen Aufwendungen im Ofen brannte.

Dass Männer Tätigkeiten übernehmen, die als Frauenarbeit galten, war allgemein noch nicht imaginierbar und demnach auch gar nicht diskutiert worden.<sup>113</sup>

So präsentierten sich die unterschiedlichen Lebensbereiche von Frau und Mann in strenger, unverrückbarer Bestimmung und die tradierten Vorstellungen und Werte als fest verankert. Auch dieser Aspekt lässt uns das Jahrzehnt der 1950er rückblickend als *die Periode der Leitbilder* erscheinen, wie auch generell *Stabilität* eine der markantesten Qualitäten jener Zeit gewesen sein dürfte, die auch Bruckmüller konstatiert, wenn er von „der gesellschaftlich allgemein akzeptierten Leitvorstellung von 'Sicherheit' und 'Stabilität' (besonders des Arbeitsplatzes) [spricht], die die Jahre von etwa 1950 bis 1990 in Österreich so stark prägten“.<sup>114</sup> Es wäre denkbar, dass das übertriebene Festhalten an Werten und Normen mit deren Umkehr und wiederholter Infragestellung in den vorangegangenen Jahrzehnten, mit dem ungeheuerlichen Gipfel der Perversion durch den Nationalsozialismus zu tun hatte. So gibt normierte Struktur als Gerüst endlich wieder Halt und Stütze und befreit nebenbei noch von Verantwortung, abstrakt und auch konkret. Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und in der Folge Eigenverantwortlichkeit sind Größen, die erst mit dem Umbruch zu einer neuen, konventionsbefreiteren Gesellschaft gegen Ende der 1960er Jahre Chancen bekommen werden, ebenso wie die leitenden Vorstellungen über die spezifischen Zuordnungen von Mann und Frau auch dann erst eine Richtungsänderung erfahren werden.<sup>115</sup>

---

<sup>113</sup> Irene Bandauer-Schöffmann, *Gender Gap*, S. 286.

<sup>114</sup> Ernst Bruckmüller, *Sozialgeschichte Österreichs*, S. 393.

<sup>115</sup> Vgl. Ingrid Bauer, 1968 und die sex(ual) & gender revolution. Transformations- und Konfliktzone: Geschlechterverhältnisse. In: Oliver Rathkolb u. Friedrich Stadler (Hg.), *Das Jahr 1968 - Ereignis, Symbol, Chiffre* (= *Zeitgeschichte im Kontext*, Bd.1, Göttingen 2010), S. 163–186, hier S. 166–169.



Erst in den siebziger Jahren kam es, unterstützt durch eine internationale Gesetzgebungswelle, zu einer weitreichenden Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse. Im Zuge der Reformpolitik der SPÖ-Alleinregierung seit 1970 waren schließlich eine Reihe von Maßnahmen zur gesetzlichen Gleichstellung von Mann und Frau durchgeführt worden, die einen sozialen und institutionellen Wandel in Gang gesetzt hatten. So wurde in der 1976 vorgenommenen Ehe- und Familienrechtsreform nun endlich auch den Frauen die Vormundschaft über ihre eigenen Kinder zugesprochen (! heute für Frauen bereits undenkbar, das dem nicht so wäre), die dem Ehemann gegenüber verpflichtende 'Wohnsitzfolge' aufgehoben oder auch die bis dahin notwendige Zustimmung des Mannes zur Berufstätigkeit seiner Ehefrau für obsolet erklärt.<sup>116</sup>

Möglicherweise wurde von den Frauen bereits in den fünfziger Jahren eine Berufsausübung auch als Erweiterung des individuellen Freiraumes empfunden, wahrscheinlich aber meistens gemäß der grundlegend konservativen Haltung nur als zusätzliche Option gewertet, die ohnedies nur dann toleriert wurde, wenn es notwendig war, das knappe Familienbudget aufzubessern. In einem solchen Kontext konnte partnerschaftliche Hausarbeit als öffentlich thematisiertes Problemfeld noch nicht wahrgenommen werden. Haushalt war Sache der Frau, wie auch dieser Tatsache entsprechenden Sujets allgegenwärtiger Werbebilder und Botschaften nicht müde wurden, immer wieder zu bekräftigen. Und auch die vielzitierten Wohn-Ausstellungen waren stets bemüht, die Stellung der Frau und ihren Bereich im Rahmen ihrer Wohnumgebung zu betonen und den Haushalt als exklusiven Ort ihrer umfassenden Arbeitsleistung hervorzuheben.<sup>117</sup>

So sind es fast ausschließlich Frauen, die glücksstrahlend die modernen Gerätschaften des Haushalts präsentieren und im farbenfrohen heiteren Ambiente einer neuen Möbelkultur 'ihre Erfüllung' finden.

---

<sup>116</sup> Vgl. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller u. Michael Mitterauer (Hg.), Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme (= Beiträge zur historischen Sozialkunde, Beiheft, 3, Wien 1993) ; vgl. Irene Bandauer-Schöffmann, Gender Gap., S. 279.

<sup>117</sup> Sandgruber, Wohnen, S. 138.

## 8. RÄUME UND FUNKTIONEN

### 8.1. "Die Funktion bestimmt die Wohnung."

Unter dem Begriff *Funktionen des Wohnens* assoziiert man heute in der Regel die einfachsten und auch ursprünglichsten Lebensäußerungen, wie Nahrungsaufnahme, Schlafen, Körperhygiene oder etwa Kommunikation. Angesprochen werden hier in erster Linie physische, aber auch sozial-psychische Vorgänge der individuellen Regeneration und Reproduktion des Menschen. Diese recht pauschal und auch nur eher grob umrissenen Bereiche des durchschnittlichen Alltags bedingen nun die funktionale Gliederung einer Wohnung – als ein in sich abgeschlossenes räumliches System – in unterschiedliche Segmente, deren inhaltliche Bedeutung im Großen und Ganzen auch den heute geläufigen Raumbezeichnungen entspricht. Demgemäß resultieren auch aktuelle, Grundrisskonzepte aus einem solchen Ordnungskontext.

In den fünfziger Jahren hingegen ist die Gewichtung räumlicher Bedeutungsmuster eine ganz andere, bei näherer Betrachtung sogar konträr gelagert. Hier wird eine Ausdifferenzierung der Wohnung in funktionale Einheiten nicht von oben genannten Faktoren bestimmt, sondern unter den "Funktionen des Wohnens" viel mehr der Aspekt der täglich zu verrichtenden Arbeitsleistung verstanden. Es ergibt sich so ein im Vergleich mit heutigen Konzepten umgekehrt orientiertes Ordnungsmodell als Basis für die Organisation einer Wohneinheit, auch wenn die damals neu entwickelten Grundrisse des sozialen Wohnungsbaus rein optisch den heutigen schon sehr ähnlich sind und sich hier nicht mehr viel ändern wird außer beispielsweise einer großzügigeren Dimensionierung der Wohnungen.

Die „Funktionen des Wohnens“ Anfang der 1950er Jahre äußern sich nun in zahlreichen detaillierten Überlegungen, wie sie einer der damals führenden Architekten, Oskar Payer, in seinem zu jener Zeit sehr populären Buch zur Wohnungskunde darlegt. So überrascht schon das quantitative Übergewicht der als notwendig erachteten Tätigkeiten und deren akribische Aufzählung in der inhaltlichen Übersicht im Verhältnis zu sonstigen Kriterien, die für das Wohnen im Allgemeinen wichtig sein könnten und die man in einem aktuellen Wohnbuch erwarten würde. Jedem einzelnen imaginierten Arbeitsablauf wird hier neben den auch heute gültigen, wie oben schon erwähnten Grundfunktionen des Lebens, ein eigenes kleines Kapitel gewidmet mit vorangestellter Erklärung:

„Die Grundlage aller Wohnungsgestaltung müssen die Funktionen sein, die innerhalb der Wohnung störungsfrei, zweckentsprechend und zeitsparend ausgeübt werden sollen ... Welches sind nun die Funktionen, die in einer Wohnung erfüllt werden müssen? ... und in

welchem Teil der Wohnung (sollen) sie ausgeübt werden ... die Funktionen des Schlafens, des Körperpflegens, des Säugling-Pflegens, des Kochens, des Essens: Um unnötigen Arbeitsaufwand zu vermeiden, empfiehlt es sich, den Essplatz in der unmittelbaren Nähe zur Küche einzurichten. Je kürzer die Verkehrswege, desto genussreicher wird auch für die Hausfrau die Ausübung dieser Funktion sein(!), des Abwaschens, Aufbewahrens, Lernens, Spielens, Schreibens, des Kleinwäsche-Waschens, des Beisammenseins, des Aufräumens, die Funktion des Heizens (und) des Nähens, (kurz:) Die Funktion bestimmt die Wohnung.“<sup>118</sup>

Mit der Auflistung all dieser haushaltsbezogenen Aktivitäten steht demnach die Auffassung unmissverständlich im Vordergrund, dass die Wohnung ein Ort der Arbeit sei, einer sehr detailreichen und zudem ausdrücklich weiblichen, und dass diese Arbeit mit Hilfe einer funktional genauestens konzipierten Grundrisslösung und Einrichtung aufs Beste organisiert sein muss. Noch ist man meilenweit entfernt von der späteren glamourösen Welt der *Schöner Wohnen-Hefte* und deren Versprechungen eines entspannten 'Dolcefar niente'.

Schon ein Jahrzehnt später mit zunehmender Technisierung der Haushalte und Erwerbstätigkeit der Frau wird sich die funktionale Gewichtung innerhalb der Wohnung verschieben, und Kindererziehung und Haushaltsarbeit dann immer mehr ausgelagert werden. Der in der Wohnung verbleibende Anteil der Hausarbeit wird damit um vieles geringer und weniger bedeutend, und entsprechende Bereiche der Wohnung werden nach vorangegangener jahrelanger perseverierender Überbetonung in ihrer Wertigkeit wieder geschmälert. Sie sind in den neuen architektonischen Entwürfen nicht mehr im Fokus der Planung, sondern rutschen als reine Arbeitsbereiche ebenso wie die Arbeit selbst an den Rand der Wohnung, wo sie von nun an kaum mehr wahrgenommen werden und auch nicht mehr wahrgenommen werden sollen. Damit wird Arbeit im Wohnungsverband zunehmend unsichtbar, wie am Beispiel der reinen, vom Wohnbereich streng abgeschotteten Arbeitsküchen der Sechziger- und Siebziger-Jahre-Bauten.

Ein tiefgreifender Funktionswandel der Begrifflichkeit von Wohnen und Wohnung hat hiermit eingesetzt; die Wohnung in ihrer Bedeutung, so wie wir sie noch heute erleben, ist entstanden – in Zusammenhang mit strukturellen Änderungen der Bevölkerung.

Dieser Paradigmenwechsel reicht bis in die Gegenwart und bestimmt unser Verständnis von Wohnen, dem tun auch zeitgenössische Erscheinungen wie beispielsweise 'Home-Working', die aber in ihrer Gesamtheit gesehen ohnedies noch eher marginal geblieben sind, keinen

---

<sup>118</sup> Oskar Payer, *Praktische Wohnungskunde. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle"* (Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953), S. 5 und S. 20–38.

Abbruch. Und auch die wiedererstandene große Wohnküche, die nun vielerorts erneut die symbolträchtige Mitte der Wohnung erobert hat, steht nicht im Widerspruch dazu. Sie dient nun der Kommunikation (und Repräsentation), einem sozial-psychologischem Bedürfnis, das gestillt werden will, so wie die Wohnung als Ganzes heute der Erholung, der Freizeit, dem Zulassen von Individualität und eben besagter Kommunikation (auch immateriell) dient; der Faktor Arbeit bleibt dabei untergeordnet.<sup>119</sup>

Anders in den fünfziger Jahren. Arbeit war stets präsent, im Wiederaufbau, in den Betrieben, Fabriken, Institutionen und im eigenen Heim, falls schon vorhanden.

## 8.2. Raumbedarf und Größe der "Volkswohnung"

In den 1950er Jahren war Arbeit oftmals Schwerstarbeit, heute nicht mehr vorstellbar. Aber die Gesellschaft befand sich im Aufbruch – stets auf eine bessere Zukunft gerichtet – und hat dabei schier Unglaubliches in Angriff genommen und bewältigt. In diesem Sinn konstatiert der Historiker Ernst Hanisch: „Das war einer der prägenden Trends dieser Zeit: der unbedingte, unbeirrbar Aufstiegs- und Leistungswille.“<sup>120</sup>

Und von diesem Leistungswillen mag auch eine 'kleine Buchhalterin' erfüllt gewesen sein: „Ich bin immer in Kurse g'gangen. Also mein Leben, i bin ka Minuten g'sessen z'Haus, i hab immer gearbeitet oder g'lernt. Ich hab mi immer weitergebildet. I war Verkäuferin, i hab mir Buchhaltung g'lernt, i hab mir Steuer g'lernt, i hab mir Bilanz g'lernt, i hab mir alles g'lernt. I hab schön verdient. I hätt sollen Lehrerin werden, aber mei Mutter hat ka Geld g'habt. Aber i hab als Buchhalterin mir ein Haus derwirtschaft...“<sup>121</sup>

Schon gleich nach Kriegsende, in den allerersten Jahren der neuen Republik war dieses Streben nach Aufbruch und Erneuerung allgemeiner Impetus. Man war mit gewaltigen

---

<sup>119</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang auch die soziologischen Aspekte von Häußermann und Siebel über die Entstehung und Bedeutung des heute geltenden Wohnleitbildes *Wohnzimmer–Schlafzimmer–Kinderzimmer–Küche–Bad–Vorraum*, einer entsprechend ihrer Wertigkeit und Funktion hierarchisch gereihten Abfolge von Räumen. Diesem Modell entspricht auch die leitende, geradezu doktrinäre Vorstellung des sozialen Wohnungsbaus der fünfziger Jahre, wie sie sich seit der Aufnahme des Badezimmers in den räumlichen Verband der Wohneinheit manifestieren konnte. Als eines der wesentlichen Charakteristika und Voraussetzung für den konstatierten *Idealtyp des modernen Wohnens* bezeichnen sie neben der Etablierung der Zweigenerationen-Kernfamilie und der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit die Auslagerung von Erwerbsarbeit aus dem unmittelbaren Bereich der Wohnung. : Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens* (= Grundlagentexte Soziologie, 2.korr.Aufl. Weinheim/München [1996] 2000), S. 15-20.

<sup>120</sup> Hanisch, *Der lange Schatten des Staates*, S. 428.

<sup>121</sup> Fuchs u. Wolfgang Slapansky, *Trümmer und Träume*, S. 108: Gesprächsrunde an der VHS-Favoriten.

Zerstörungen und übergroßer Wohnungsnot konfrontiert, tausende Menschen benötigten eine neue Wohnung, die Zeit drängte, und die finanziellen Ressourcen waren sehr gering. Schnell hatte man begonnen, ein straffes Wohnbauprogramm zu starten, und man arbeitete mit Hochdruck daran, neue Konzepte zu entwickeln. So waren die Wohnungen der Nachkriegszeit zwar immer noch sehr kleine Einheiten, aber doch schon etwas größer als die des kommunalen Wohnbaus der Stadt Wien aus den zwanziger Jahren. Zusätzlich wurden die Grundrisse verbessert. Im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus hatte nun jede noch so kleine Wohneinheit ein eigenes Badezimmer erhalten. Dessen ungeachtet war es für die Bewohner solch kleiner Wohnungen ein dauerhaft unlösbares Problem, persönliche Gegenstände auf einem derart beengten Raum in Ordnung halten und unterbringen zu können. Dennoch, vielleicht aber auch gerade deshalb, wird in dem Begleit-Büchlein zur Ausstellung *Soziale Wohnkultur* der angestrebte Versuch unternommen, knappbemessene Klein- und Kleinstwohnungen positiv zu argumentieren:

„Eine neu eingerichtete Wohnung bekommt ihren Charakter nicht durch die neuen Möbelformen, die zu uns besser passen als die übliche falsche Pracht, sondern in erster Linie durch die andere Art des Bewohnens selbst, die den Anforderungen unserer Zeit mehr entspricht als die gewöhnlichen und oft gedankenlos übernommenen Wohngewohnheiten aus den Zeiten der Viel- und Großräumigkeit.“<sup>122</sup>

„Dabei ist es grundlegend falsch, zu glauben, die kleine Wohnung muss der hohen Baukosten wegen gebaut werden. Nein, die kleine Wohnung ist viel eher eine Folge der Notwendigkeit, die Arbeit im Haushalt zu erleichtern, die konstanten Ausgaben an Miete, Licht, Beheizung usw. auf ein Minimum zu reduzieren.“<sup>123</sup>

Fast gewinnt man den Eindruck, dass Architekten und Einrichtungsplaner das Bauen in derart stringenter Form aus tiefster innerer Überzeugung gutheißen und nicht nur der aktuellen Mangelwirtschaft wegen propagieren.

Mit den Jahren und beginnendem wirtschaftlichen Aufschwung wurden die Wohnungen dann doch etappenweise geräumiger, und die Normwohnung wurde in ihren Normmaßen abgestimmt auf die idealisierte Normfamilie, konzipiert nach der Vorstellung des idealisierten Modells eines Elternpaares mit zwei Kindern.<sup>124</sup> So eine Wohnung bestand jetzt bereits aus drei bis vier Zimmern, war gut 50 m<sup>2</sup> groß und hatte ein Vorzimmer, ein (endlich schon

---

<sup>122</sup> *Soziale Wohnkultur*, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst. Kat. (Wien 1952), S. 4 : Über 'Die Einrichtung einer Kleinwohnung' (Entwurf Franz Schuster).

<sup>123</sup> Ebd., S. 20 : Oskar Payer, 'Sonnendurchflutete Kleinwohnungen'.

<sup>124</sup> 1936 erschien das große Standardwerk *Bauentwurfslehre* von Ernst Neufert zur Normierung und ergonomischen Bezugnahme des Menschen auf seine Umgebung. Diese Sammlung von Maßen und Normen ist bis heute – bereits in 41. Auflage – für Generationen von Architekten verbindlich. ; siehe weiterführend Klaus Ronneberger, *Biomacht und Hygiene. Normalisierung im fordistischen Wohnbau*. In: Walter Prigge (Hg.), Ernst Neufert. *Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert* (= Edition Bauhaus, Bd. 5, Frankfurt a.M./New York 1999), S. 432–464.

standardmäßig innenliegendes) WC, ein Bad mit Badewanne, eine Kochnische im Wohnraum oder eine Küche (mit Durchreiche), ein Wohnzimmer, ein Elternschlafzimmer und ein Kinderzimmer.<sup>125</sup> Der Wiener Architekt, Oskar Payer, stellt in seinem bekannten Buch *Praktische Wohnungskunde*, erschienen 1953, seinen Entwurf einer solchen Wohnung vor und beschreibt sie als Idealtyp für Familien mit 1 – 2 Kindern sowie als „Die wohnkulturell einwandfreie Wohnung für 3 – 4 Personen“.<sup>126</sup> Assoziieren wir mit dem Begriff Wohnkultur heute eher ästhetische Belange und die Art und Weise, wie gewohnt wird, so hatte man damit in den fünfziger Jahren offensichtlich die Debatten um Wohnungsgrößen und Raumabfolgen im Sinn. Unter dem Aspekt *wohnkulturelle Anforderungen* listet er „Raumbedarf und Größe der Volkswohnung“ auf und argumentiert die Berechnungen des Wohnungsbedarfs und der notwendigen Wohnungstypen mit dem Ergebnis der Volkszählung des Jahres 1951, wonach ein bedarfsorientiertes Bauziel von 40% an sogenannten Dreiraumwohnungen bestünde – das waren 50 m<sup>2</sup> konzipiert für 3 bis 4 Personen – und einer zweiten ident großen Menge an Wohnungen für 1 bis 2 Personen.<sup>127</sup>

Aus heutiger Sicht wäre eine Familienwohnung mit jenen errechneten 'minimalistischen' Grundflächen sicher nicht mehr Wunsch einer jungen Familie, damals jedoch hatte man noch keine hohen Ansprüche an die Wohnverhältnisse gestellt. Man war froh, wenn man überhaupt eine eigene Wohnung zugeteilt bekam, und war sie noch so klein. Viele lebten nach wie vor auf engstem Raum mit Verwandten oder gar mit fremden Leuten zusammen, gleichsam unfreiwillig als Teilnehmer eines (heute wieder propagierten) Mehrgenerationen-Verbandes. Dass in einem solchen Rahmen individuelle Entfaltung und autonomes Agieren nahezu unmöglich waren, ist nachvollziehbar und auch, dass bei den meisten die Freude unbeschreiblich groß gewesen sein musste, in einer neuen Wohnung endlich der steten Kontrolle durch die bedrückende Nähe der Mitbewohner entkommen zu sein. Die Sehnsucht nach einem eigenen Reich, das sehnsüchtige Streben nach mehr Freiraum und Privatsphäre, nach einem eigenen Haushalt, dauerte allerdings oft viele Jahre, Jahre des Wartens, bis der Traum mit einer neuen kleinen Wohnung endlich Wirklichkeit geworden war

---

<sup>125</sup> Vgl. Der soziale Wohnungsbau der Stadt Wien, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien (= Buchreihe DER AUFBAU 32, Wien 1956), S. 55 u. 99 ; vgl. Erich Bramhas, Der Wiener Gemeindebau. Vom Karl Marx–Hof zum Hundertwasserhaus (Basel/Boston/Stuttgart 1987), S. 76 : Vorerst gab es drei Größentypen an neu errichteten Wohnungen. Die kleinste als Einraumwohnung konzipiert – Wohnraum mit Kochnische – hatte nur 25 m<sup>2</sup>, der zweitgrößte Typus mit 48 m<sup>2</sup> war zusätzlich mit einem Schlafzimmer versehen und der dritte, der 'größte', hatte Wohnzimmer, Schlafzimmer und Kinderzimmer und war 56 m<sup>2</sup> groß.

<sup>126</sup> Oskar Payer, *Praktische Wohnungskunde*. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle"(Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953), S.56.

<sup>127</sup> Vgl. ebd., S. 52.

– für manche erst in den frühen Sechzigern: „Dann war ich auf der Gemeinde wegen einer Wohnung, in der Bartensteingasse, am zentralen Wohnungsamt. Da haben sie mich gefragt, 'Wie wohnt ihr?' 'Zimmer-Küche-Wohnung, meine Mutter, meine Frau, ein Kind und ich.' Darauf haben die gesagt, **'Das genügt ja. Eine Person Küche, drei Personen Zimmer. Sie haben kein Anrecht auf eine Wohnung!'** Und ich hab nie eine bekommen. Meine Frau hat bei ihrer Mutter geschlafen in der Wohnung, und ich hab mit dem Kind bei meiner Mutter geschlafen. Wir waren verheiratet und haben getrennt geschlafen, und das ist bis zum 60er-Jahr so gängen. Ab dem 60er-Jahr hab ich dann eine Dienstwohnung bekommen, und nachher hab ich mir eine Genossenschaftswohnung gekauft...“<sup>128</sup>

### 8.3. Das neue Wohnzimmer – zentraler Raum der Familie

Inzwischen setzte sich laut Programm die Stadt der Moderne als eine funktionsgetrennte Einheit durch. So sah das Paradigma der Stadtplanung jener Tage in Hinblick auf die Vermeidung von störenden Einflüssen die strikte Trennung der Funktionen Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Konsum vor, das heißt die Unterteilung in reine Wohnviertel und Erholungsgebiete auf der einen und in Büro- und Verkaufsflächen auf der anderen Seite, wobei die unterschiedlichen Bereiche durch den Verkehr als weiteres Element der städtischen Planungsidee zu verbinden wären.

Entsprechend diesen grundlegenden Vorstellungen im Städtebau, Vorstellungen einer rigorosen Funktionsdifferenzierung, waren nun auch in den neuen Wohnungen des sozialen Wohnungsbaus die Wohnfunktionen zu isolieren und jeweils den einzelnen Räumen klar zuzuteilen. Wohnen, Kochen, Schlafen und Baden – jede dieser Lebensfunktionen erhält nun einen eigenen Raum, wobei diese Räume natürlich auf Grund der extrem minimalen Wohnungsgrößen auch nur sehr knapp dimensioniert sein konnten. Gleichzeitig war der Anteil an ganz kleinen, oft nur aus einem einzigen Raum bestehenden Wohnungen nach wie vor sehr hoch. Dennoch bewirkten diese Determinierungsvorgänge innerhalb der Wohneinheit, dass die alte Wohnküche<sup>129</sup> zur bloßen Arbeitsküche<sup>130</sup> wird, in der nur mehr

---

<sup>128</sup> Fuchs u. Wolfgang Slapansky, Trümmer und Träume, S. 110 f. : Beitrag von Herr K. in einer Gesprächsrunde an der VHS-Favoriten.

<sup>129</sup> Zur Arbeiterwohnküche der zwanziger Jahre und über den Zusammenhang zwischen kochen, essen, wohnen siehe auch: Margarete Schütte-Lihotzky, Warum ich Architektin wurde (Biographische Texte posthum hg.v. Karin Zogmayer, Salzburg 2004), S. 146 f .

<sup>130</sup> Schon in der Zwischenkriegszeit wurde von Margarete Schütte-Lihotzky eine Küche als ausschließlicher Arbeitsraum mit einer Fläche von nur 1,90m x 3,44m unter den Gesichtspunkten eines streng rationellen und ergonomisch bis ins kleinste Detail ausgetüftelten Arbeitsablaufes entwickelt (*Frankfurter Küche*, 1926) : vgl. ebd. S. 150-163 ; vgl. Gabriele Kaiser u. Monika Platzer, Architektur in Österreich im 20. und 21. Jahrhundert, Architekturzentrum Wien (Hg.), (Basel/Boston/Berlin 2006), 304.

gekocht und abgewaschen werden soll, und das Wohnzimmer zum zentralen Gemeinschaftsraum der Familie mutiert. Hier allerdings teilt sich die Funktion *Wohnen* auf in gleichsam mehrere Unterfunktionen: das Wohnzimmer als multifunktionaler Raum soll künftig Programm sein. Es soll als neues Zentrum der Wohnung dienen, die Gemeinschaft des Familienlebens fördern, genügend Raum für Entspannung und Erholung bieten und vor allem das gemeinsame Einnehmen der Mahlzeiten im Familienverband ermöglichen.<sup>131</sup>

Infolge dieser Neubewertung rückt der Wohnraum nun in den Mittelpunkt der Betrachtungen über Wohnkultur und neue Lebensweisen, wie es der zeitgenössische Ratgeber zum *neuen Wohnen* schildert „Der Berufstätige hat heute mehr Freizeit ...Technische Errungenschaften ermöglichen in der Hauswirtschaft eine rationelle Arbeitsweise und lassen dadurch auch der Hausfrau mehr Freizeit. Für diese Freizeit brauchen wir einen Platz, an dem wir Ruhe und Entspannung finden und wo wir uns gesellig zusammensetzen können. Wir schaffen uns einen Raum, in dem wir 'wohnen' ... Zwei wesentliche Gruppen entstehen nun, die eine der Geselligkeit und dem Ausruhen dienend, die andere aus der Form, wie wir zum Essen bei Tisch sitzen. Die Vereinigung beider Gruppen in einem Raum ... schafft den Begriff 'Wohn-Ess-Raum', der die Lebensform unserer Zeit ausdrückt.“<sup>132</sup> Die Tatsache, das zentrale Wohn-Lebenszimmer als neuen Raumtypus nun auch in den Kleinhaushalten einzufordern, korreliert also mit den veränderten Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen, die nun mehr Zeit zu Hause verbringen sollten, um sich zu regenerieren und der Familie zu widmen. Das neue Wohnzimmer als multifunktionaler Raum war der größte der Wohnung und sollte nicht nur Platz zum Essen bieten, sondern auch die Möglichkeit zur Entspannung und Erholung. So hatte die Couch der Sitzecke zusätzlich Schlaffunktion und ließ sich auch als Gästebett verwenden. In den kleinsten Wohnungen war das Wohnzimmer notgedrungen trotz programmatischer Funktionstrennung innerhalb des Wohnungsverbandes ohnedies zugleich Schlafzimmer. Abends wurde die Sofaecke zur Schlafstatt umgebaut oder man klappte ein Schrankbett heraus, das tagsüber hinter einer Kastentüre oder einem Vorhang verschwinden konnte.<sup>133</sup>

Besonders in diesen extrem kleinen, neu errichteten Wohnungen waren und – sind noch immer – die einzelnen Wohnfunktionen auf engstem Raum komprimiert und mussten möglichst effizient und detailliert durchdacht, jede Nische und jeder Winkel des Raumes genutzt werden. So wie die Gebäude und die einzelnen Wohnungen nach einem streng normierten Plan errichtet wurden, wiederholten sich auch die Möblierungsvorschläge der

---

<sup>131</sup> Robert Stern (Red.), *neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann*, S. 33.

<sup>132</sup> 59 Ebd., S. 101.

<sup>133</sup> Editha Hörander, *Der Tisch als Metapher und Realität*. In: Andrea Euler (Red.), *wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005* (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 135–144, hier S. 142.



verschiedenen Zimmer in stereotypen Mustern: am Beispiel des Wohnzimmers, waren das der Esstisch mit Servierwagen neben der obligaten Durchreiche zur Küche, die Schlafcouch mit niedrigem Tisch davor, ergänzt durch Fauteuils, das Bücherregal, die Pflanzenetagere.

Der Esstisch, bisher in den wohlhabenden bürgerlichen Haushalten als Speisezimmermöbel dominierend im Zentrum des Raumes unter der von der Mitte schwebenden obligaten Luster-Beleuchtung, stand nun wandseitig in unmittelbarer Nähe zur Küche, um der „Hausfrau“ über den kurzen Weg die Arbeit des Auftragens und Abräumens zu erleichtern.

Die so frei gewordene Mitte ermöglichte die Aufteilung des Raumes in einzelne Zonen, die mit unterschiedlichen Wohnfunktionen versehen wurden und gemäß ihren Bedeutungsinhalten durch einander ergänzende Möbelstücke bestellt werden konnten. Die einzelnen Wohngruppen wurden durch Teppiche, Beleuchtungskörper sowie Pflanzenraumteiler von den übrigen Bereichen abgegrenzt und solchermaßen noch zusätzlich als abgeschlossene Einheiten markiert. Auf diese Art sollte sich die Mehrfachnutzung des neuen Wohnzimmers als wichtigsten Raum der Kleinfamilie verwirklichen lassen.<sup>134</sup>

Persönliche Rückzugsbereiche gab es in diesen funktional überbenutzten Räumen naturgemäß so gut wie keine. Auch Schreibecken, Nischecken, Spielzonen und dergleichen ermöglichten kaum individuelle Entfaltung. Man kann die zahlreichen Vorschläge, Ecken als persönliche Bereiche zu markieren, als verzweifelte Anstrengung um Freiraum deuten, die wohl an der Realität scheitern mussten.

Im Vergleich mit den Ansprüchen des gehobenen Bürgertums erscheint die kleine Ecke dann als absolut marginal: Hier musste es schon ein sogenanntes *Herrenzimmer* sein – ein Manifest der Männlichkeit. Diese weitaus raumgreifendere Variante der Zuweisung als Relikt einer 'herrendominierten', imperialistischen Ordnung existierte sowohl in der Vorstellungswelt als auch in der Realität des oberen Mittelstands – auch noch in den Fünzigern – und findet nach wie vor Beachtung in zeitgenössischer Einrichtungsliteratur, wenn auch seltener und nicht im Kontext mit institutionell unterstützter *Sozialer Wohnkultur*.<sup>135</sup> Allerdings wird die 'edle' Betitelung des Raumes nun im Sinne der modernen 'Zweckdienlichkeit' zunehmend konkreter; nicht nur der Stand, sondern auch die Tätigkeit wird bedeutend: „Das Arbeitszimmer des Herrn“<sup>136</sup> und beispielsweise „Arbeits- und Schlafrum eines geistigen Arbeiters“.<sup>137</sup>

---

<sup>134</sup> Siehe zum Themenkomplex 'Mehrzweckraum' in einem originalen Wohnbuch der Zeit: Gerd u. Ursula Hatje, *Knaurs Wohnbuch* (München/Zürich 1961), S. 23.

<sup>135</sup> Beispiel eines 'Herrenzimmers': Alfred Bruckmann, *Die schöne Wohnung* (München 1959), S. 49.

<sup>136</sup> *Wohnkultur und Dekoration* (Hontschik, Hg., Wien o.J. [1950/1951]), Heft 1 u. 2, S.13.

<sup>137</sup> Oskar Payer u. Peter Payer, *Praktische Wohnungskunde*, S. 39.

Neben einem solch präventösen Signum männlichen Primats nimmt sich da der Bereich der 'Dame des Hauses' recht bescheiden aus: Ihr wird in Zeiten der *Sozialen Wohnkultur* neben ihrem "ureigensten" Bereich der Küche eine Ecke im Schlafzimmer freigemacht. Hier ist nun das Plätzchen für die Frau, bestückt mit Sessel, tragbarem Nähkästchen und Schminktisch. Schönheit muss sein, Ordnung auch, und wenn dann noch etwas Zeit bleibt, wird Ruhe und Entspannung ermöglicht (beim Flicken und Ausbessern der Löcher, Risse und durchgewetzter Hosen von Mann und Kindern). In der begleitenden Ausstellungsbroschüre wird das Ensemble abgebildet und erläutert mit den Worten „Das Reich der Frau: Sitzecke im Schlafräum“.<sup>138</sup>

Aber immerhin gibt es in diesem Beispiel einen räumlichen Bereich, in den man sich zurückziehen konnte – wenn sonst niemand im Zimmer war.

Die vielen kleinen neuerrichteten Wohnungen hingegen bestanden oftmals, wie oben schon erwähnt worden ist, aus nur e i n e m Raum. So hatte der am meisten benötigte Wohnungstyp bloß 34 m<sup>2</sup><sup>139</sup>, und auf dieser minimalen Fläche sollten nun zwei bis drei Personen leben können. Für heutige Begriffe eine unglaubliche Vorstellung und für damals eine noch größere Herausforderung. Diese Masse an Klein-Wohnungen bedurfte neuer innenarchitektonischer Lösungen in Hinblick auf eine größtmögliche Raumausnutzung, die erst erarbeitet werden mussten. Und in weiterer Folge war es notwendig, Strukturen zu entwickeln, um die neuen Einrichtungskonzepte auch in Umlauf zu bringen und die Wohneinheiten möblieren zu können. Spezielle Kucheneinbauten, Minibadewannen, Einbauschränke und Klappmöbel wurden entworfen, und man versuchte sich mit Schiebetüren, Vorhängen oder ähnlichen Raumteilern zu behelfen, um beispielsweise Schlafnischen zu schaffen.<sup>140</sup>

Private, intime Bereiche und individueller Rückzug – vor allem akustischer – blieben in einem solchen Umfeld trotz aller Bemühungen praktisch unmöglich.

---

<sup>138</sup> *Soziale Wohnkultur*, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst. Kat. (Wien 1952), S. 6 f ; siehe auch: *Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau*, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 8. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1953 (Wien), Nr. 1, Titelblatt.

<sup>139</sup> 60% der Wiener Haushalte hatte man damals, um 1950–52, dieser Größenkategorie zugeordnet : *Soziale Wohnkultur*, S. 22 ; Rudolf J. Boeck, *Auf dem Weg zum "Sozialmöbel". Betrachtungen zu der Ausstellung "Soziale Wohnkultur"*, Dezember 1952 – Jänner 1953 in Wien. In: *Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau*, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 8. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1953 (Wien), Nr. 1, S. 7–20, hier S. 19.

<sup>140</sup> Vgl. *Soziale Wohnkultur*, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst. Kat. (Wien 1952), S. 22–29.

#### 8.4. Das (moderne) Zimmer der alten "Gang-Küchen-Wohnung"

Doch auch in den meisten alten, bereits bestehenden Häusern der Gründerzeit waren die Wohnverhältnisse trotz größerer Raummaße nicht gerade angenehm gewesen, und die Raumaufteilung entsprach noch den Ideen des vorhergehenden Jahrhunderts.

Der gängige Grundrisstypus war, falls mehrere Familienmitglieder gemeinsam in einer Wohnung lebten, keineswegs optimal, abgesehen davon, dass diese Wohnungen ebenfalls meistens sehr klein waren, zumindest in den sogenannten 'Zinskasernen', den gängigen Arbeiter-Zinshäusern.

Selbst in den vornehmeren 'bürgerlichen' Mietshäusern lagen die Räume ungünstig aneinandergereiht und waren daher häufig nicht unabhängig voneinander begehbar, was eine Separierung erschwerte. Verbesserungsansätze waren zumeist nur in einer neuen Möblierung denkbar, weil die dicken, massiven Mittelwände, in denen die Kaminschächte liefen, eine fixe Größe darstellten und Eingriffe in die Bausubstanz nur sehr beschränkt zuließen.

Der Wohnraum als Zentrum des Familienlebens war der Fokus der Konzeptualisierung des Wohnens und 'Lieblings-Spielwiese' der Planer gewesen. Schließlich bot er auch durch das breite Beschäftigungsspektrum seiner Bewohner genügend Möglichkeiten an Ideen und Entwurfs Optionen. Dennoch standardisiert sich der Modus der Umgestaltungsmaßnahmen zusehends, die mögliche Gliederungsvielfalt konsolidiert sich zu einer Gliederung in Stereotypen, die sich nun immer aufs Neue wiederholen werden, gleich, ob Neubau oder Altbau. Das Handlungsmuster einer Altbau-Optimierung sah für die vielen typischen Wiener Gründerzeitwohnungen in Zimmer-Küche-Ausführung<sup>141</sup> die Umwandlung des traditionell als Schlafzimmer genutzten hinteren Zimmers vor, sofern es das einzige große Zimmer einer Wohnung war. Dieser Raum soll nun im Sinne der modernen Wohnkultur auch die Funktion *Wohnen* mit einem zentralen Familienwohnraum erhalten, indem man sich von den alten, wuchtigen Möbeln der vorangegangenen Jahrhundertwende trennt und sich mit den

---

<sup>141</sup> In den 1950er Jahren sind noch ungefähr 70% aller Wiener Wohnungen solche Gangküchen-Wohnungen. „Vom Gang kommt man direkt in die Küche, die meistens kein Fenster hat, sondern nur auf den Gang oder ins Zimmer gelüftet werden kann. Die Küche ist lang und schmal, sie ist dunkel und hat keinen Wasseranschluss. Von ihr tritt man in das annähernd quadratische Zimmer, dessen der Tür gegenüberliegende Wand zwei zweiflügelige Fenster aufweist. Im günstigen Fall ist noch ein ‚Kabinett‘ vorhanden, also eine einfenstrige Kammer von halber Zimmerbreite.“ (Robert Stern, neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann, 1956, S. 64) ; vgl. auch zu Arbeiterzinskasernen: Herta Singer, Wiederaufbauen heißt Bessermachen. In: Karl Ziak (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965), S. 83–101, S. 84 u. 89.

neuen, leichten und schlichten Nachfolgern umgibt. Ein solches Beispiel einer Wohn-Schlafzimmer-Kombination wurde ebenfalls in den stark frequentierten Ausstellungen als Verbesserungsmodell vorgeführt.<sup>142</sup>

Im traditionellen Schlafzimmer, welches üblicherweise im Zimmer nach der Gangküche situiert war, standen vorerst die wuchtigen Garniturmöbel, wie man sie meistens als komplettes Set in Verwendung hatte: zwei große Betten, als Doppelbett nebeneinander gestellt, in die Mitte des Raumes ragend, daneben zwei Nachtkästchen und zwei große „Kastenungetüme“<sup>143</sup>. Ein Waschtisch musste untergebracht werden und unter Umständen noch ein zusätzliches Tischchen als Ablagefläche für Nähmaschine oder ähnliche Gerätschaften, dazwischen noch die eine oder andere Schlafgelegenheit für Kinder und eine Kommode, um Hab und Gut zu verstauen.

Erzählte Erinnerungen lassen diese extreme, angespannte Situation der räumlichen Enge deutlich spürbar werden:

„Die, die in eine neue Siedlung eingezogen sind, denen ist es ja gut gegangen. Aber die, die in einer Zinskaserne gewohnt haben,...das war furchtbar. Man hat nicht einmal Platz zum Durchgehen gehabt. Da waren zwei Ehebetten, darüber war der Herrgott, daneben war ein verbauter Kasten, da waren die Schuh drinnen und das Nähzeug der Mutter. Davor ist eine Singer-Nähmaschine gestanden. Auf dem Pfeiler zwischen die Fenster war eine Psyche, dann ist ein Kasten gestanden...Dazwischen ist ein Klappbett gestanden, da hab ich geschlafen. Vor dem Klappbett war ein Tisch zum Aufklappen mit zwei Sessel, da haben wir die Schulaufgaben gemacht. Neben der Küchentür ist ein dreiteiliger Kasten gestanden...Also es war eine ganz fürchterlich angeräumte Wohnung. Ge habt haben wir ja nichts, vier Leute einen Kasten und einen Wäschekasten...“<sup>144</sup>

Neue modische Sofas und Sitzgruppen waren in einem derart funktional dicht besetzten Raum natürlich nicht denkbar. Für diese extremen Wohnverhältnisse hatten die Wohnreformer nun Lösungsvorschläge zur Hand. So wird auch in dem Einrichtungsratgeber *neues Wohnen* an einem Vorher-Nachher-Beispiel demonstriert, wie eine entsprechende Modernisierung vor sich gehen könnte: die beiden Ehebetten verwandeln sich in zwei Schlafsofas, die nun, jeweils an die einander gegenüberliegenden Wände geschoben, tagsüber als Sitzgruppe benützt werden können. Damit öffnet sich der Raum in zwei Teile, in einen weiblichen mit Esstisch und Anrichte für das schöne Geschirr, Nähmaschinen- und

---

<sup>142</sup> Entwurf Otto Niedermoser : vgl. Wohnkultur und Dekoration, Abbildungen S. 51 ; vgl. Robert Stern, neues Wohnen, S. 64–66 ; siehe Abbildungen in: Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 8. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1953 (Wien), Nr. 5–6, S. 251.

<sup>143</sup> Robert Stern, neues Wohnen, S. 65.

<sup>144</sup> Trümmer und Träume, S. 113 – 115: Beitrag von Frau St. in einer Gesprächsrunde an der VHS-Favoriten.

Toilettetischchen und in einen männlich dominierten Teil mit einem Sekretär als Schreibplatz für ‚intellektuelle‘ Betätigung des Haushaltsvorstandes.

In diesem neugestalteten Wohnraum mit zweckmäßiger Essecke aus Bett und Tisch könne sich die Familie nun gemütlich zusammensetzen und gemeinsam ihre Mahlzeiten einnehmen, während die Arbeit der Frau erleichtert sein würde, indem der Weg zur Küche kurz und das ‚gute‘ Geschirr schnell bei der Hand sei. Es wäre also durchaus machbar, auch aus der unpraktischen, engen Zimmer-Küche-Wohnung der alten Zinskasernen eine freundliche, moderne Bleibe zu gestalten, meint der Autor des *neuen Wohnens*, was umso mehr Bedeutung hätte, als es auch kein Wunder wäre, „dass so mancher aus dieser Behausung, die man nur mit Ironie als ‚Heim‘ bezeichnen kann, ins Wirtshaus flüchtet.“<sup>145</sup>

Aus dieser Bemerkung ließe sich ein Hinweis darauf entnehmen, dass es nun angebracht und opportun sei, zu Hause zu bleiben, sich um die Familie zu kümmern oder die Zeit mit einer entsprechend sinnvollen Tätigkeit, daheim in den sicheren vier Wänden zu verbringen.

Solche ‚sinnvollen‘ Tätigkeiten können unterschiedlichste Hobbys und Freizeitvergnügungen sein, wie sie nun mit steigendem Wohlstand und Wirtschaftswachstum stetig zunehmen. Es ist die Zeit der Modelleisenbahnen, Modellschiffe und Modellflugzeuge, der Baukästen und Bastelarbeiten, der Briefmarkensammlung und Cocktailparties – die dafür benötigten Utensilien wandern in dafür eigens bereitgestellte Behältnisse an speziellen Aufbewahrungsorten unter dem Motto: jedem Steckenpferd seine Ecke.

Die Lesecke, Nähecke, Bastelecke, Schreibecke, Musizierecke,...jeder Winkel der kleinen Wohnung wird mit einer speziellen Nutzungsmöglichkeit bedacht. In Relation dazu findet sich für jede häusliche oder berufliche Tätigkeit, für Hobby oder Spiel ein eigens dafür konzipiertes Möbelstück, welches nun in den engen Wohnungen einen wohlüberlegten Platz finden will. „Als müsse die neue Wohnung die Familie zusammenhalten, werden alle nur denkbaren Funktionen so platzsparend und klug untergebracht, dass sich ein Verlassen dieser heilen Welt erübrigt.“<sup>146</sup>

Im Gegenteil: einem Stück Außenwelt wird Einlass geboten. Für die perfekte Vorbereitung auf die zahlreichen Gäste erfährt die Hausfrau mit Hilfe der Wohnbücher allerlei praktische Tipps von der Tanzparty bis zum Festessen, „um die stilsicher eingerichtete Wohnung nun stolz präsentieren zu können.“<sup>147</sup>

---

<sup>145</sup> Robert Stern, *neues Wohnen*, S. 65.

<sup>146</sup> Pollak, *Erlertes Glück*, S. 32.

<sup>147</sup> Ebd., S. 32.

## 9. ABKEHR VOM ALTEN GESCHMACK

### UNTER DEM DIKTAT NEUER FORMENSPRACHE :

#### Zwei Fallbeispiele zur Ästhetik der 1950er Jahre

Ein stil-orientiertes Ergebnis der 50er-Ästhetik respektive das, was man darunter im allgemeinen verstanden hatte, konnte unter Umständen doch eine recht lange Zeitspanne überdauern, wie folgendes Beispiel zeigt, in dem der Zustand einer Wiener Wohnung nach deren Übernahme Mitte der 1980er Jahre beschrieben wird.<sup>148</sup>

Es wäre denkbar in einem solchen Kontext auch heute noch, in extrem seltenen Fällen, auf letzte originale Relikte der fünfziger Jahre zu stoßen. Mit größerer Wahrscheinlichkeit aber wird es sich dann um neu produzierte Architekturen und Objekte handeln, deren Design im Sinne eines Revivals dem Stil der Fünfziger nachempfunden und neu interpretiert wurde, sind doch die Produkte dieser Ära bereits Thema der Kunst- und Designgeschichte wie auch mittlerweile Business im Antiquitätenhandel geworden.

Hier in dieser Wohnung, obgleich fast leer, begegnete man den Fünfzigern hingegen im Original.

Es war eine relativ großzügige Wiener Altbauwohnung mit 3 1/2 Zimmern nahe der Inneren Stadt, kein Haus des Hochbürgertums, aber auch keine Arbeiter-Zinskaserne der frühen Gründerzeit, sondern ein für das Wien um 1900 typisches gutbürgerliches Mietswohnhaus mit historisierenden Fassadenelementen und barock angehauchter Gliederung derselben.

In dieser Logik folgte die Platzierung der Fensteröffnungen einer repräsentativ betonten, von außen bestimmten Ordnung, war also demnach im Inneren des Gebäudes nicht unbedingt nutzerfreundlich orientiert. Die Haupträume, wie in einer Kette aneinandergereiht, durch hohe, massive Flügeltüren getrennt, waren ausschließlich straßenseitig gelegen, und das Eckzimmer noch mit einem wuchtigen Erker besonders hervorgehoben. Diese Wohnung war bauseits mit hochwertigen Materialien solide und gediegen ausgestattet worden. Alle Wohnräume hatten einen Parkettboden aus Eichenholz, sowie Türen und Fenster aus relief-verzierten vollem Hartholz, bestückt mit ornamental verzierten Klinken, und das Badezimmer noch eine originale Verfliesung der Brüder Schwadron, die um die Jahrhundertwende nahezu alle Gebäude der Stadt mit ihren keramischen Produkten versehen hatten.

Dieser uns heute so wertvoll und teuer gehandelte Stil – erzielten doch am aktuellen Immobilienmarkt 'top sanierte Gründerzeitvillen' und Luxusaltbauwohnungen unglaublich hohe Preise – war nun offensichtlich von der Nachkriegs-Bevölkerung nicht sonderlich geschätzt worden. Man ging daran, die Wohnung zu 'modernisieren'.

---

<sup>148</sup> Beide nachfolgend angeführten Beispiele basieren auf der familiären Biographie der Verfasserin.

Man entfernte die aufwendig verarbeitete Holzvertäfelung der alten Kastenfenster und gestaltete die Nischen mit glattem Verputz; von den hohen repräsentativen Flügeltüren bis zur kleinsten Türe für die Toilette wurden sämtliche Türblätter mit dünnen Spanplatten überklebt, ebenso die dazugehörigen Türstöcke, und anschließend weiß lackiert. Eine einzige Türe war im Originalzustand der Jahrhundertwende erhalten geblieben: Unbemerkt, da versteckt innerhalb einer zugemauerten Zimmertrennwand, hatte sie die Modernisierungswelle schadlos überdauern können. An den 'neuen', geglätteten Türen aber war nun augenscheinlich eine Optik erwünscht, die dem zeitgenössischen, damals modern gewordenen Kunststoff-Material entsprechen sollte. Auch die originalen Türbeschläge aus verziertem Messing waren ausgetauscht worden gegen Chromklinken mit klarer, geradliniger Form, und das alte Fischgrät-Parkett verschwand zur Gänze über die komplette Fläche der aneinandergereihten Räume unter quadratischen, farblich unterschiedlich beschichteten Sperrholzplatten, in jedem Zimmer jeweils in einem anderen Muster verlegt.

Das Vorzimmer war neu eingerichtet worden – im Geschmack der Zeit: mit einem raumhohen, riesigen Einbauschränk und Garderobewänden, ihre Oberflächen einheitlich mit Plastikbahnen überzogen und im klassischen Stil der 50er aufwendigst mit Nägeln über einer Polsterung tapeziert.

Das Bad allerdings blieb verschont von diversen Eingriffen. Hier, wo eine Modernisierung nach heutigen Vorstellungen am wichtigsten gewesen wäre, stand immer noch der uralte, mit festen Brennstoffen zu befeuernde Kesselofen für das Warmwasser und eine schwere gußeisern-emaillierte freistehende Wanne mit 'Löwenfüßen'. Auch der originale Fliesenboden war ebenfalls erhalten geblieben. Für die Modernisierung dieses Raumes hatte das Geld nun entweder nicht mehr gereicht, oder es wurde auf eine Standardanhebung der sanitären Einrichtungen kein Wert gelegt. Ebenso blieb der alte Blindboden, ein rauher, unbehandelter Bretterboden im Raum der Küche anscheinend unberührt, als auch die Art, zu kochen. Bis in die achtziger Jahre hinein hatte man in dieser Wohnung offensichtlich auf einem *Sparherd* mit Holz die Speisen erwärmt. Warum gerade die Bereiche der Nassräume von Erneuerungsmaßnahmen ausgenommen wurden, ist nach heutigen Vorstellungen nur schwer nachvollziehbar, sind doch Küche und Bad betreffende Kriterien heute unter den bedeutendsten in der Beurteilung einer Immobilie.<sup>149</sup>

Vielleicht konnten sich die Menschen tatsächlich nicht so schnell umstellen, was jahrzehntelange und intensiv eingeübte Arbeitstechniken betraf, oder man hat den neuen

---

<sup>149</sup> Es erinnert an den doch etwas zögerlichen Einzug der automatischen Waschmaschinen in die Haushalte jener Jahrzehnte, auf den schon in einem vorangegangenen Kapitel hingewiesen wurde; die Badezimmer-Anzahl siehe ebenfalls im Kap. 6 .

Maschinen und Einrichtungen einfach noch nicht zugetraut, dass diese die notwendigen Arbeiten in Haus und Wohnung genauso gut als von Hand erfüllen würden.

Mit der neuen Formensprache hingegen hatte man es da anscheinend einfacher. Sie ließ sich schnell und problemlos übernehmen, ohne unperfekte Waschergebnisse oder anderwertige Hürden im Haushalt fürchten zu müssen.

Man hatte wahrlich nicht gespart bei dieser, heute würde man sagen, 'Verschandelung' alter Bausubstanz; der materielle Entkleidungsvorgang kam einem Kahlschlag gleich.<sup>150</sup>

Es muss ein kleines Vermögen gekostet haben, diesem Postulat einer neuen, modernen Lebens- und Umgebungsgestaltung zu folgen, in der die Kanten geradlinig und nicht krumm verlaufen durften, die Flächen strahlend, hell und sauber sein mussten und die Materialien entsprechend pflegeleicht, technisiert und zukunftsweisend sein sollten. Die angeführten Umbau- und Einbaumaßnahmen zeigen deutlich, dass ein gewisses Maß an Wohlstand respektive eine doch recht ansehnliche Menge an angesparten finanziellen Mittel zur Verfügung stehen mussten. Es war alles mit beträchtlichem Aufwand und auch sehr fachmännisch durchgeführt worden, was sicher eine durchaus teure Investition in Räumlichkeiten bedeutet hatte, die nicht einmal eigener Besitz waren, sondern nur in Miete, wenn auch in der rechtlich abgesicherten Form einer an sich unkündbaren *Hauptmietwohnung*, bewohnt werden konnten.

Dieses Beispiel zeigt, dass im breiten Mittelstand doch schon ein gewisses Quantum an Wohlstand vorhanden sein musste. Gewiss aber hatten jene Menschen einen gewaltigen Vorteil, die ihre Wohnungen im Krieg nicht verloren hatten, Ihnen blieb die aufreibende und kräfteaubende Suche nach einer Bleibe für sich und seine Angehörigen erspart.

So konnten sie noch während der ersten Phase der schlimmsten Zerstörungen darauf zurückgreifen und von dieser sicheren Basis aus ihren Ausgangspunkt für einen neuen Start in die Zukunft nehmen.

Von den zahlreichen Bewohnern der Stadt, die nicht in dieser glücklichen Lage waren, konnte dieser Vorsprung erst viele Jahre später und nur mit beträchtlichem Aufwand eingeholt werden.

---

<sup>150</sup> An Vorbildern in der Öffentlichkeit mangelte es nicht: Auch im Bau-Geschehen war radikale Erneuerung gängige Praxis; galt es als zeitgeistig-modern oder musste es einfach nur schnell und billig gehen, bleibt dahingestellt. Ein Beispiel sei hier erwähnt: Die von Johann Georg Gsteu zusammen mit Friedrich Achleitner als gründliche Substanz-Bereinigung durchgeführte Restaurierung der Rosenkranzkirche in Wien Hetzendorf. Der Architekturtheoretiker Achleitner, der ansonsten bekannt ist für seine Verdienste um den Architekturschatz Österreichs, sieht diese, wie er es nennt, 'Jugendsünde' heute, aus der Distanz vieler Jahre, äußerst kritisch und mit einem gewissen Bedauern. Vgl. Gabriele Kaiser u. Monika Platzer, *Architektur in Österreich*, S. 145.



Auch hatten Familien mit mehreren Kindern in den meisten Fällen keine überschüssigen finanziellen Ressourcen zur Verfügung, mit denen sie komplette Wohnungseinrichtungen im neuen Stil hätten kaufen können. Auch hier musste, wann immer im Haushaltsbudget etwas übrig war, etwas zur Seite gelegt werden, um sich Gegenstände im aktuellen Stil einer neuen Ästhetik leisten zu können. Diese gelangten nur in mehr oder weniger langen zeitlichen Abständen, eins nach dem anderen, je nach Dringlichkeit, aber mit der Zeit sicher auch infolge fiktiv-begehrlicher Wunschbefriedigung in die Haushalte. So war es ein ganz außergewöhnliches Ereignis, wenn man endlich ein großes, hochglanzpoliertes Musikmöbel mit kombiniert-integriertem Radio-Plattenspieler sein Eigen nennen konnte. An einer repräsentativen Stelle im Wohnzimmer aufgestellt, war damit der Zeitgeist eingezogen und konnte nun seine Wirkung weiter entfalten.

Auf diese Art wurde das Inventar aufgestockt, das Ensemble ergänzt, Geräte und Mobiliar sukzessive zugekauft, aber fast durchwegs mit älteren, bereits vorhandenen Stücken kombiniert.

Darauf konnte auch in den frühen sechziger Jahren noch nicht verzichtet werden. Es war nicht alles ad hoc leistbar – Sparen nach wie vor nicht nur notwendig, sondern auch modern, in gleichsam zeitgeistiger Hochkonjunktur: es war das Zeitalter der Bau-Sparkassen, der Sparvereine und Spargeschenke mit dem Sparefroh-Püppchen als Aushängeschild.

Dennoch: man befand sich gefühlsmäßig im Aufbau, auch wenn man sich vieles erst später leisten konnte, aber es gab Ziele und Wünsche, die es regelmäßig zu erfüllen galt, und immer wieder Sehnsüchte, die von bereits allgegenwärtigen Reklamebildern genährt wurden. Zeitgenössische ästhetische Leitbilder prägten die Vorstellungswelten neu und formten auch eindringlich einen neuen Umgang mit Konsumgütern. Vor allem veränderte sich nachhaltig umfassendes ästhetisches Empfinden jener Generation, was sich in den angeführten Beispielen gut nachvollziehen lässt.

Schauplatz der Modernisierung ist diesmal eine Bäckerei mit angeschlossener Wohnung in einem gediegenen Jugendstilhaus in Wien Wieden.<sup>151</sup>

Objekt und 'Opfer' von Umbau-Ambitionen ist eine über vier Meter hohe Glaswand mit überaus kunstvoll ausgeführter Sprossenunterteilung, die das Geschäftslokal vom dahinterliegenden privaten Bereich trennt.

---

<sup>151</sup>Um circa 1900 wurde Arbeit und Wohnen noch nicht als Gegensatz gedacht. Ein solcher Bau- und zugleich auch Lebensentwurf wurde in der Wiederaufbau-Phase dann durch neue Vorstellungen abgelöst und in weiterer Folge im Rahmen des neuen Städtebauprogramms strikt getrennt konzipiert.

Viele Jahrzehnte nach dem 'totgesagten Ornament' von Adolf Loos scheint dessen Diktum 'endlich' auf fruchtbaren Boden zu fallen: Diese aufwendig verzierte Tischler- und Glaserarbeit im Jugendstil-Design muss weg. Eine neue Wand im zeitgeistigen Schönheitsideal der glatten, reinen Fläche soll errichtet werden. Der Zeitpunkt der geplanten 'Optimierung' ist das Ende des 50er-Jahrzehntes, apostrophiert mit den Gedanken und Worten "Was brauch' ma des alte Klumpert!" Nach der Verbesserungs-Tat war es im Raum hinter dem Laden dunkel geworden.

Auch dieses Beispiel mag prägnant die Überzeugung veranschaulichen, dass Zukunft nur stattfinden kann, wenn man Altes hinter sich lässt. Mag sein, dass Andritzky's Deutungsversuche solcher Unternehmungen nicht ganz unrichtig sind, wenn er meint, wie bereits an früherer Stelle in dieser Arbeit angemerkt, dass die Menschen mit der Beseitigung von Schutt der zerstörten Städte und „dem Abriss noch vorhandener alter Bausubstanz“ gehofft hätten, auch „symbolisch [...] die Überbleibsel der alten Zeit wegräumen zu können.“ Er bezieht sich dabei auf die geistige Mitverantwortung für die Zeit des Nationalsozialismus.<sup>152</sup>

Mag auch sein, dass die allgemeine Konsumsteigerung und begeisterter ungebrochener Fortschrittsglaube das entscheidende Movens gewesen war, große Summen und Energien in Erneuerung zu investieren.

Vielleicht war es aber auch nur einfach die Freude über Neues und 'Schönes', die in den Menschen Veränderungswünsche wachgerufen hatte. So waren die düsteren Spuren der Verwüstung auch im Jahrzehnt der sechziger Jahre nicht restlos beseitigt – und sogar heute noch finden sich, wenn auch ganz selten, 'vergessene' graue Fassaden aus jener Zeit.

---

<sup>152</sup> Michael Andritzky, Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute. In: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999) S. 615-686, hier S. 628, siehe auch Kap. 3 in dieser Arbeit.

## 10. DIE WOHNWELT DES KINDES IN WACHSENDER BEDEUTUNG

In der Wiener Nachkriegszeit litten nicht nur erwachsene Menschen unter den katastrophalen Wohnbedingungen, sondern natürlich auch die Kinder der Stadt. Schon vor dem Krieg waren die Wohnverhältnisse für die meisten nicht besonders gut, man denke nur an die oft überbelegten Zimmer-Küchen-Wohnungen der Gründerzeithäuser. Und in den neuerbauten Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit waren die Wohneinheiten zwar ergänzt durch *Licht, Luft und Sonne*, boten aber ebenfalls nur sehr beengten Raum. Kinder konnten unter solchen Umständen kaum eigene Fläche für sich in Anspruch nehmen, sondern lebten und spielten sprichwörtlich an den Rand gedrängt. In den gediegenen bürgerlichen Mietshäusern der Innenstadtbezirke hatten Kinder zwar, zumindest was das vorhandene wohnungsinterne Raumangebot betraf, bessere Entfaltungsmöglichkeiten, allerdings waren auch hier viele Wohnungen im Zuge der Bombardements auf die Stadt beschädigt und unbenutzbar geworden.

Nachdem die erste schwerste Zeit nach Kriegsende überstanden war, richtete sich nun das sozialpolitische Augenmerk nicht nur auf die Grundbedürfnisse der 'Familie' als staatserhaltende Zelle, sondern zunehmend auch auf das Wohlergehen des Kindes. Zumindest sollte jedes Kind ein eigenes Bett bekommen, woraus zu schließen ist, dass nicht einmal die eigene Schlafstatt selbstverständlich war. So wohnten allein in Wien noch Mitte 1950 an die 200.000 Familien in den bereits oben erwähnten engen Gangküchenwohnungen.<sup>153</sup> In den neuen Wohnbauprogrammen wurde nun das Thema 'Kinderzimmer' bereits berücksichtigt, die Grundflächen der Wohnungen waren jedoch derart knapp bemessen, dass die konzipierten Kinderzimmer sich in der Realität des Wohnens gerade mal als Schlafzimmer eignen konnten. Außerdem war anfangs nur ein Kinderzimmer pro Wohneinheit vorgesehen, sodass sich mehrere Kinder diesen von vornherein kleinen Raum noch zusätzlich teilen mussten.<sup>154</sup>

Ein eigenes Zimmer für jedes Kind mag zwar in den späteren Jahren schon Programmpunkt geworden sein, ist jedoch real – für die meisten Familien und Kinder – noch lange (bis heute) Utopie geblieben.<sup>155</sup>

---

<sup>153</sup> Robert Stern, neues Wohnen, S. 11.

<sup>154</sup> Das Kinderzimmer des frühen Sozialen Wohnungsbaus hatte eine konzipierte Größe von etwa 8 bis 10 m<sup>2</sup> : Vgl. Erich Bramhas, Der Wiener Gemeindebau. Vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus (Basel/Boston/Stuttgart 1987), S. 76 ; Eva B. Ottillinger, Wiener Kindermöbel zur Zeit des Wiederaufbaus. In: Eva B. Ottillinger (Hg.), Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte, Ausstellungskatalog (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 24, Wien/Köln/Weimar 2006), S. 87–96, hier S. 87.

<sup>155</sup> Diesem Umstand entspricht auch die Tatsache, dass in den SW-Möbelprogrammen kein einziges Angebot einer Kinderzimmer-Einrichtung vorgestellt wurde: vgl. ebd., S. 92 ; Im sozialen Wohnungsbau stieg die Anzahl der Drei-Zimmer-Wohnungen mit demnach einem optionalen (sehr kleinen) Kinderzimmer in 20 Jahren (bis 1970) nur um etwa das Doppelte :

Wenn auch in den fünfziger Jahren nur selten eigene Räume für Kinder vorhanden waren, so war man sich langsam doch der Bedeutung des Raumes für eine gesunde kindliche Entwicklung bewusst geworden und hatte in einschlägigen Medien mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie wichtig zumindest ein eigener kleiner Platz für Kinder wäre, auch wenn eine Wohnung noch so klein sein sollte. So ist ein Kapitel in einem bedeutenden Einrichtungsratgeber<sup>156</sup> dieser Jahre betitelt mit: „Ein eigenes Platzl für unser Kind!“

Es folgen Anregungen und Einrichtungsvorschläge, aus denen sich auch entnehmen lässt, dass sich die Vorstellungen über Charakter und Persönlichkeit des Kindes zu ändern beginnen und ihre Bedürfnisse nun wahrzunehmen sind. Nachstehender Auszug zeigt hier das betonte Bemühen, traditionelle autoritäre Strukturen in der Erziehung hinter sich zu lassen und das Kind und seine Entwicklung unter einer neuen Perspektive zu sehen.

„Wenn das Kind im Spiel seine Umwelt vergisst, dann ist der höchste Spielgenuss und Spielwert erreicht. Daher kein plötzliches, unnötiges, unüberlegtes Wegrufen vom Spiel! Wenn es nötig ist, dass das Kind das Spiel beendet, dann bereiten wir es langsam im Gespräch auf diese Notwendigkeit vor.“<sup>157</sup> Hier war nun pädagogisches Einfühlungsvermögen gefragt, nicht mehr Autorität und unbedingter Gehorsam wie in den Zeiten davor.

Vielleicht überraschend mutet für heutige Leser die Tatsache an, dass, obwohl es sich vordergründig um ein Werk zu Interieur-Themen handelt – mit vielen möblierungsbezogenen Erklärungen und entsprechenden Abbildungen –, zahlreiche pädagogische Inhalte zur Kinderentwicklung und -erziehung in die Zeilen einfließen. Es ist erstaunlich, mit welchem Nachdruck hier argumentiert wurde. Natürlich stehen viele diesbezügliche Überlegungen in Zusammenhang mit Möblierungsvorschlägen, aber einiges weist auch in eine weiter ausholende ideologisch fundierte Richtung: „Zwang verträgt das Spiel nicht, Lust an der Tätigkeit ist nur vorhanden, wenn wir dem Kinde Freiheit gewähren.“<sup>158</sup> Neben der passenden Einrichtung wurde auch das 'richtige und gute' Spielzeug hervorgehoben: „Jedes Kind sucht nach Spielzeug, es ist eine unerlässliche Notwendigkeit für das kindliche Dasein und seine körperliche und geistige Ausbildung. Die Auswahl des Spielzeuges ist daher sehr wichtig und gibt uns einen natürlichen Ansatzpunkt zu erfolgreicher Erziehung.“<sup>159</sup> Seitenweise werden in der Folge die unterschiedlichsten Spielzeuge und Spielgeräte unter

---

vgl. Peter Marchart, Wohnbau in Wien 1923 – 83 (Wien 1984), S. 84 ; vgl. auch Sabine Schwabl, Das Kinderzimmer im Kontext familiären Wohnens (Dipl.arb. Wien 1994), S. 88.

<sup>156</sup> Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann (2.verb.u.erw.Aufl., Wien [1952] 1956), S. 152–159.

<sup>157</sup> Ebd., S. 155.

<sup>158</sup> Ebd., S. 155.

<sup>159</sup> Ebd., S. 154.

Berücksichtigung ihrer Wirkung und Vorzüge sowie des Lebensalters des Kindes angeführt, letztlich jedoch mit resümierender Belehrung, „ ... dass ein Zuviel an Spielzeug ebenso schädlich, ja gefährlicher als Spielzeugmangel ist“, und einer mit äußerstem Nachdruck artikulierten Mahnung am Abschluss des Kapitels: „Kriegsspielzeug (Miniatürkriegsgerät, Zinnsoldaten, Spielwaffen) lehnen wir für alle Altersstufen ab!“<sup>160</sup> – ein Standpunkt, der in Anbetracht der überstandenen vorangegangenen Jahre des Entsetzens wohl sehr begründet ist, wobei es aber dennoch verwundert, dass er im Kontext von 'Besser Wohnen' vertreten wird (und heute nach vielen Jahrzehnten 'Friedenszeit' eigentlich genauso wieder in den soziologischen Fokus rücken sollte).

Ganz deutlich lässt sich hier jedenfalls ein Gesinnungswandel ins Konträre erkennen: Die strikte Abkehr von der leidvollen nationalsozialistischen Vergangenheit und eine vehemente Absage an martialische Erziehungswerte.

Auch wenn jetzt der Eindruck entstanden ist, dass das Spielzeug das Möbel der Kindheit wäre – ein Umstand, der sich aus dem immanenten räumlichen Mangel ergeben mag – , so ist die Formung kindlicher Raumwelt in den Aufbaujahren dennoch, aber sehr zögerlich, auch Gegenstand der Innenarchitektur geworden. Und die Aufgabe, einen kleinen kindgerechten Freiraum oder in den seltenen 'glücklicheren' Fällen gar ein ganzes Kinderzimmer gestalten zu können, hat Architekten und Inneneinrichter der Nachkriegszeit auch zu Überlegungen und Entwurfsarbeit veranlasst.

Schon in der 1950 organisierten Ausstellung *Die Frau und ihre Wohnung* sind Möbel beziehungsweise Räume für Kinder gezeigt worden. Es waren dies Möbel, die als vorbildhafte Modelle im Sinne einer kindgerechten Ergonomie wirken und sich auch einer pädagogisch-funktionellen Raumnutzung gemäß integrieren lassen sollten. Die Besucher konnten ein schwedisches Kinderzimmer<sup>161</sup> mit naturbelassenen Fichtenholzmöbeln bewundern – Skandinavien war damals Vorbild nicht nur auf dem Gebiet des Designs – und ein Raumbeispiel für die in Wien so typischen Altbau-Kabinette (in der Größe eines halben Zimmers), entworfen von der Architektin Erika Hotzky als *Kinderzimmer für zwei Kinder*.<sup>162</sup> Auch an die neuen Gemeindewohnungen mit deren besonders restriktiven Grundrissen hatte

---

<sup>160</sup> Ebd., S. 159.

<sup>161</sup> Der Aufbau, 6. Jahrgang (1951) Nr. 2, S. 52 ; Es ist auch ein Beispiel für ganz besonderes Tüfteln im Sinne raumsparender Planung – eine ineinander verschiebbare Lösung für gleich 3 (!) Betten : vgl. Abbildung: "Kinderzimmer aus Schweden" : Rudolf J. Boeck, Soziale Wohnkultur. In: Der Aufbau, 10. Jahrgang (1955), Nr. 12, S. 500–501, hier S. 500 ; vgl. auch Eva B. Ottlinger, Wiener Kindermöbel zur Zeit des Wiederaufbaus. In: Dies. (Hg.), Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte, Ausstellungskatalog (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 24, Wien/Köln/Weimar 2006), S. 87–96, hier S. 87–89.

<sup>162</sup> Der Aufbau, 6. Jahrgang (1951) Nr. 2, S. 54.

man gedacht. Für dieses Raum-Modell zeichnete Oskar Payer verantwortlich, der sich über alle Jahre dieser Epoche immer wieder und gleichsam unermüdlich für bessere Wohnbedingungen eingesetzt und die Wiener Einrichtungs- und Design-Szene letztlich maßgeblich beeinflusst hatte. Sein Vorschlag nannte sich *Kinderschlafräum mit Arbeitsplatz am Fenster* und bot ebenfalls Schlafgelegenheiten für zwei Kinder, die sich in gegebener Enge gerade noch unterbringen ließen.<sup>163</sup>

Auffallend war bereits auf jener Ausstellung des Jahres 1950 die reichhaltige und beinahe liebevolle Dekoration der ausgestellten Wohnbeispiele mit passenden Accessoires für Kinder: die obligaten, oben erwähnten *pädagogisch wertvollen* Spielzeugartikel wie Holzspielwaren, Plüschbären und multifunktionale schwedische Holzkisten, die bei einiger Phantasie zugleich auch als Eisenbahn und Wagen verwendbar waren, weiters Schaukelpferde, Bausteine, Wandschmuck und passende Textilien mit kindgerechten Motiven.<sup>164</sup>

Trotz dieser richtungsweisenden Vorstellung eines kindbezogenen Wohnens durch die Initiative einiger Wohnreformer ging die Weiterentwicklung von Möbeln und speziellen Kinderzimmer-Einrichtungen nur sehr zaghafte vor sich. Es fehlten eben noch lange die Räume und die finanziellen Mittel für diese, – Priorität hatte vorerst anderes. Erst in den frühen 1960er Jahren begannen neue Impulse zu wirken, getragen von einer jungen Architektengeneration,<sup>165</sup> angetrieben durch stetig steigende Konsumorientierung sowie gestützt durch gesamtgesellschaftliche Prozesse, die sich langsam abzuzeichnen beginnen: Kinder werden nun verstärkt als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen, mit speziellen Bedürfnissen und Entwicklungsaufgaben. Die ersten *Eltern*-hefte und Erziehungsratgeber einer neuen (antiautoritären) Gesinnung dem Kind gegenüber kommen auf den Markt und werden ihrerseits zunehmend neben anderen Faktoren eine Neupositionierung des Kindes im sozialen Gefüge bewirken.

Auch das Möbeldesign blieb letztlich von jenen soziologisch-strukturellen Änderungen nicht unberührt. So erweitert es sich gegen Ende der sechziger Jahre um eine spielerische Note: Das Kindermöbel wird nun erstmals in der Designgeschichte Vorbild für 'Erwachsenenmobiliar'.<sup>166</sup>

---

<sup>163</sup> Oskar Payer, *Praktische Wohnungskunde. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle"* (Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953), S. 49.

<sup>164</sup> Vgl. Ottillinger, *Wiener Kindermöbel*, S. 88–90 ; vgl. *Der Aufbau*, 6. Jahrgang (1951) Nr. 2, S. 68 .

<sup>165</sup> Ottillinger, *Wiener Kindermöbel*, S. 93–96.

<sup>166</sup> Vgl. Eva B. Ottillinger, *Kindermöbel im Spiegel der internationalen Designentwicklung, 1900–1970*. In: Eva B. Ottillinger (Hg.), *Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte*, Ausstellungskatalog (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 24, Wien/Köln/Weimar 2006), S. 81–86, hier S. 85.

Diese Entwicklung fand ihren Ausdruck in den phantasievollen, spielerischen Wohnlandschaften, die in der Folge entstehen sollten und in der Designgeschichte einen symbolhaften Wendepunkt darstellten. Der bis dahin doch noch großteils konservativ eingestellten Gesellschaft wurden gänzlich neue Konzepte entgegengestellt; es kam nicht nur im sozialen Miteinander zu einem Aufbruch in neue Zeiten mit anderen Werten, sondern nun war auch der traditionelle bieder-bürgerliche Geschmack in seiner hautnah materiellen Erscheinungsform an seine Grenzen geführt oder zumindest in Frage gestellt worden. Es soll nicht mehr repräsentiert, sondern gelebt werden. Das Leben ein Spiel, ließe sich fast deuten, und die Polsterschlachten der Kinder mit ihren Vätern ein deutliches Signal für einen neuen Umgang miteinander und zwischen den Generationen. Die neuen Designlandschaften in leuchtenden Farben und ausufernden Dimensionen waren bei der // Visiona // anlässlich der Kölner Möbelmesse gezeigt worden und hatten bleibenden Eindruck hinterlassen. Die Historikerin für Möbeldesign Eva B. Ottillinger subsumiert dazu wie folgt: „Mit diesen fantasievollen Spielwelten für Groß und Klein ist das "Jahrhundert des Kindes" im Möbeldesign zur Realität geworden.“<sup>167</sup>

## 11. WUNSCHBILDER FAMILIENGERECHTEN WOHNENS

### 11.1. Die Kleinfamilie als gesellschaftliches Leitbild

Ein glückliches Lebensgefühl versprach man sich am ehesten von der Geborgenheit innerhalb der Familie.

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aber war ein Familienleben, so wie man sich das üblicherweise vorstellt, noch überhaupt nicht möglich; es gab für ein vertrautes, intimes Zusammenleben weder Zeit noch Raum. Diese Jahre waren gekennzeichnet durch Umsiedlungen, Flucht, späte Heimkehr vieler Männer aus der Kriegsgefangenschaft, durch die tägliche Sorge um Lebensmittel und andere unbedingt notwendige Gebrauchsgüter, sowie durch drastische Wohnungsprobleme.

Besonders Frauen hatten immense Belastungen zu bewältigen: Sie waren es, die sich um einen geordneten Alltag bemühen mussten.<sup>168</sup> Und sie waren es auch, die die Pflege und

---

<sup>167</sup> Ebd., S. 85 ; vgl. ebd. S. 81: Der Begriff 'Jahrhundert des Kindes' war 1901 von Ellen Key, einer schwedischen Sozialreformerin, in ihrem Buch *Barnets Arhundrade* für das 20. Jahrhundert formuliert worden.

<sup>168</sup> Ulla Kurz, Die Situation der Frauen in der Nachkriegszeit in Österreich (Dipl.arb. Wien 1991), S. 32–37, 71–74 ; zahlreiche Erzählungen und Interviews siehe auch: Irene Bandauer-Schöffmann u. Ela Hornung, Von Mythen und Trümmern. Oral-History-Interviews mit Frauen zum Alltag im Nachkriegs-Wien. In: dies.(Hg.), Wiederaufbau weiblich.

seelische Betreuung ihrer vom Krieg bzw. aus der Gefangenschaft meist völlig erschöpft und krank heimgekehrten Männer übernahmen, wobei sie ja vorher – oft jahrelang – gehofft hatten, dass ihr Leben wieder leichter sein würde, wenn ihre Männer zurück aus dem Krieg wären. Die Realität des harten Nachkriegsalltags verhinderte jedoch, dass sich diese Hoffnungen erfüllen konnten. In zahlreichen Fällen führten die massiven Probleme der tagtäglichen Lebensbewältigung zu einer Destabilisierung vieler Ehen und Familien, was sich auch in vorerst stark erhöhten Scheidungsziffern manifestierte.<sup>169</sup> Auch die vielen Gefallenen, Vermissten und durch Kriegsgefangenschaft in den Familien abwesenden Männer bis in die Mitte der 50er Jahre sind Ursache dafür, dass eine Vielzahl von Familien nicht dem Leitbild der heilen Kleinfamilie entsprochen hat. Österreich zählte 194.100 Gefallene und 76.000 Vermisste, das waren 1960 noch vier Prozent der Bevölkerung.<sup>170</sup>

Überdies waren 162.000 Wiener Frauen verwitwet; die Prozentwerte der Witwen in Wien 1951 betragen 18,3%. Viele Frauen warteten vergeblich auf heimkehrende Männer, und die Aussicht, zu einem erwünschten und abgesicherten Familienstand zu kommen, war in dieser Zeit für jede vierte Frau in Frage gestellt.<sup>171</sup> Durch den hohen Frauenüberschuss waren die Wahlmöglichkeiten stark eingegrenzt, was es schwieriger machte, zu heiraten. Zusätzlich standen unverheiratete Frauen unter dem Druck der öffentlichen Diffamierung als alleinlebende Personen, als Menschen, die in ihrer Biographie nicht den Weg der modellhaften Familie mit gesellschaftlicher Vorbildfunktion gehen konnten.<sup>172</sup>

Erst langsam im Laufe der 50er Jahre war es den meisten Eltern möglich geworden, das Leben in und mit ihrer Familie wieder halbwegs ihren Vorstellungen entsprechend zu gestalten. Anfangs musste zwar noch an allen Ecken und Enden gespart werden, was zu einem großen Teil Aufgabe der Hausfrau und Familienmutter war, aber die wirtschaftliche Situation stabilisierte sich zunehmend, und allmählich konnten auch die einzelnen Familien am sich anbahnenden Wirtschaftswunder teilhaben. Das geordnete Leben der

---

Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit" (Wien/Salzburg 1992) S. 24-54.

<sup>169</sup> Nähere Angaben siehe Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie (Frankfurt/M. 1987), S. 236-238.

<sup>170</sup> Anton Ebner u.a., Unsere Republik im Wandel der Zeit (Wien 1963) S. 54.

<sup>171</sup> Gustav Krall, Grundlagenforschung für die Wiener Stadtplanung. In: ...wohnen in Wien. Ergebnisse und Folgerungen aus einer Untersuchung von Wiener Wohnverhältnissen, Wohnwünschen und städtischer Umwelt, hg. von: Das Stadtbauamt der Stadt Wien (= Der Aufbau, Monographie 8, Wien 1956), S. 9-23, hier 22.

<sup>172</sup> Erika Thurner, Frauen – Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz. In: Irene Bandhauer-Schöffmann u. Ela Hornung (Hg.), Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit" (= Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 22, Wien/Salzburg 1992), S. 3–14, hier S. 10.



überschaubaren, kleinen Familie sollte richtungsweisendes Modell jener Zeit werden. Jede andere Form des Zusammenlebens neben der Kleinfamilie war noch als Notgemeinschaft anzusehen.<sup>173</sup> Allerdings dauerte es in vielen Fällen mehrere Jahre (manchmal zehn Jahre oder noch länger), bis man eine eigene, wenn auch noch so kleine Wohnung bekommen konnte. Nach den großen Zerstörungen durch den Bombenkrieg gab es unzählige Wohnungssuchende und demnach sehr lange Wartezeiten – trotz intensiver Wiederaufbauprogramme. Und die eigene Wohnung blieb, vor allem für junge Paare, ein vorerst unerreichbarer Wunschtraum.

Dennoch lässt sich ein allgemeines Sinken des Heiratsalters feststellen. Ein vor- bzw. außereheliches Zusammenleben war ja in den 50er Jahren angesichts rigider moralischer und gesetzlicher Vorschriften kaum möglich, was zu einer schnelleren Entscheidung zur Ehe beigetragen haben dürfte: Ein unverheiratetes Paar erhielt jedenfalls keine eigene Wohnung. Aber auch die Heirat garantierte noch nicht die sofortige Gründung eines selbständigen Haushalts. Etwa die Hälfte aller Neuverheirateten musste 1950 zunächst noch bei Eltern oder Schwiegereltern wohnen.<sup>174</sup>

Es ist denkbar, dass diese Umstände die Tendenz zur Kleinfamilie forciert haben. Es war unter solchen Vorzeichen nur natürlich, sich ein idealisiertes Bild seiner eigenen heilen Welt auszumalen, einer Welt der kleinen Familie in den eigenen vier Wänden, in einer neu errichteten, wenn auch kleinen Wohnung, die dafür aber modernst ausgestattet wäre. In der Realität jedoch wohnte man als junges Ehepaar noch lange Zeit in sehr beengten und äußerst notdürftig organisierten Verhältnissen. Für ein wenig Privatsphäre musste stetig improvisiert werden, so etwa mit Wäscheleinen und daran angehefteten Leintüchern als Raumteiler gespannt, um wenigstens auf diese Art ein Mindestmaß an Intimität zu ermöglichen.

Auch die Titel und Überschriften damals aktueller Zeitschriften sprechen zahlreich von den ersehnten Lebensqualitäten – Ruhe, Sicherheit und Ungestörtheit:

*Ein Tor geht auf und führt zur Welt der Geborgenheit und Ruhe: zum Haus der Familie.*

*Unter dem Dach dieses Hauses können viele Menschen ganz ungezwungen wohnen, ohne sich gegenseitig zu stören.*

*Gemütlichkeit ohne Enge.*

*Die junge, lebenslustige Familie wünscht sich: Hauptsache, man kann drinnen und draußen ganz ungestört und ungezwungen wohnen.*<sup>175</sup>

---

<sup>173</sup> Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie (Frankfurt/M. 1987), S. 241.

<sup>174</sup> Die Zahlen beziehen sich auf zwar auf Deutschland, man kann aber davon ausgehen, dass sie auch für die Situation in Wien Gültigkeit hatten. : vgl. Deutschland in den fünfziger Jahren, Informationen zur politischen Bildung, 256 (2003) 6.

<sup>175</sup> Kapitelüberschriften aus: Constanze. Schöner wohnen – Schöner bauen (1956), Nr. 27.

An solchen Bildern lässt sich die Imagination von Familienalltag und erwünschter Form des Zusammenlebens recht gut nachvollziehen. Demnach dürfte nicht eine Haushaltsgemeinschaft von Alt und Jung, sondern der Kleinfamilienhaushalt bevorzugte Variante des Zusammenwohnens gewesen sein. Auch statistische Ergebnisse lassen diesen Schluss zu. So präsentiert Reinhard Sieder entsprechende Analysen, die Zusammensetzung privater Haushalte betreffend, wonach im Jahr 1957 nur 7% aller bundesdeutschen Haushalte drei Generationen umfassten, was die Tendenz zur Kleinfamilie – auch für Österreich – ebenfalls verdeutlicht.<sup>176</sup>

Diese Entwicklung war von institutioneller Seite stets gefördert worden. Beispielsweise schon 1950 mit der bereits mehrmals erwähnten Ausstellung „Die Frau und ihre Wohnung“ im Wiener Messepalast (heute Museumsquartier). Die Schau war zwar dem Titel nach an die Frau gerichtet als die für Haushalt und Wohnung zuständige Person, sollte aber dennoch die ganze Familie ansprechen und hier im Speziellen die junge Familie, die ja als zukünftige Elterngeneration ganz besonderer Unterstützung bedurfte.<sup>177</sup> Immer wieder betonte man die herausragende Bedeutung *„einer dauerhaften hohen sozialen und kinderfreundlichen Familien- und Wohnkultur in Wien ..., deren stadtbiologische, nationalökonomische und sozial-kulturelle Potenz der Gesellschaft von morgen angemessen sein wird.“*<sup>178</sup>

Die Familien standen schon deshalb im Fokus sozialpolitischer Bestrebungen, da infolge des allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenbruchs und der hohen Kriegsverluste vorerst ein signifikanter Geburtenrückgang zu verzeichnen war. Erst Mitte der 1950er Jahre begannen die Geburten wieder zu steigen – das erste Mal seit dem Höchststand von 1940, der ein Ergebnis nationalsozialistischer Familienförderungspolitik gewesen war.<sup>179</sup>

Gegen Ende der 50er Jahre stieg die Zahl der Geburten schließlich wieder auf zwei bis drei Kinder pro Familie an, bis die Geburtenanzahl 1963 / 64 mit dem 'Baby-Boom' ihren Maximalwert erreicht hatte.<sup>180</sup>

Für die Demographie gilt diese Zeit, gleichsam poetisch ausgedrückt, als *das goldene Zeitalter der Familie*.

---

<sup>176</sup> Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, S. 253.

<sup>177</sup> Vgl. Andrea Ellmeier, Konsum, Politik und Geschlecht. Österreich in den 1950er und 1960er Jahren (Diss. Wien 2005), S. 162.

<sup>178</sup> Rudolf J. Boeck, Die gesellschaftsbiologische Situation von Wien und ihre Auswirkungen auf den sozialen Wohnungsbau, in: Sozialer Wohnungsbau, 102.

<sup>179</sup> Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte, S. 376 f.

<sup>180</sup> Sieder, Sozialgeschichte, S. 256.

Die Familiarisierung befand sich auf ihrem Höhepunkt: Noch nie hatte in Europa ein so großer Teil der (jungen) Bevölkerung geheiratet und eheliche Nachkommen in die Welt gesetzt. Was in früheren Zeiten ein Privileg gewesen war, wurde jetzt zur Norm: „Der konservative kulturelle Code der 'langen Fünfziger Jahre' peilte die legitime Ehe als Lebensziel an“,<sup>181</sup> und die Familie mit zwei Kindern wurde zur 'normierten' Familienform quer durch alle sozialen Schichten.

Schwieriger ist eine Deutung dieses gesellschaftlichen Phänomens. In der hier behandelten Zeitspanne, nachdem äußere Momente wie Kriegs- und Gewalteinwirkungen oder politisch-rechtliche Restriktionen als einflussgebende Faktoren keine Rolle mehr spielten, verstärkte sich nun die Tendenz zu einer rationalen Lebens- und damit auch Familienplanung. Dazu ergänzend konstatiert Hanisch mit einem sozial-psychologisch interessanten Ansatz: „Die gesellschaftlichen Kontrollinstanzen verlagerten sich von der Außenkontrolle – Justiz, Kirche, Dorfgemeinschaft – in das Innere der Menschen.“<sup>182</sup>

Mit Sicherheit wird wohl beginnender Wohlstand und die rasch wachsenden wirtschaftlichen Möglichkeiten die eigene, selbstbestimmte Entscheidung, eine Familie zu gründen, begünstigt haben. So war die Familie omnipräsent, beglückte die Betrachter großer Werbetafeln ebenso, wie sie zahlreiche Konsumgüter konnotierte. Auch durch diese Impulse konnte sich letztlich das Leitbild der Familie als Kleinfamilie im Einzelhaushalt zum durchschlagenden Erfolgsmodell der Lebensgestaltung entwickeln.

Gegen Ende der sechziger Jahre werden dann aber bereits andere Lebenskonzepte vordergründig, was sich in rasch sinkenden Eheschließungen und Kinderzahlen niederschlagen wird.

Die steigende Berufstätigkeit der Frauen, ihre wachsende Emanzipation, die auch durch das medizinische Angebot regulierter Familienplanung begleitet war, die dadurch mögliche sexuelle Befreiung, sowie der beharrliche Einfluss einer wachsenden Konsumgesellschaft waren dafür ausschlaggebend, aber darüber hinaus wohl auch das Entstehen neuer kultureller Wertmuster.

---

<sup>181</sup> Hanisch, *Der lange Schatten des Staates*, S. 51.

<sup>182</sup> Ebd., S. 50.

## 11.2. Familie und Wohnung – ein Synonym

Privates Leben braucht ein zugehöriges Areal, einen umfriedeten Raum, um sich entfalten zu können. *Umfriedung*, ein Archaismus für Einzäunung eines Areals, weist begrifflich auf die Bedeutung Friede, Ruhe, Sicherheit, die grundlegenden Qualitäten einer Privatsphäre.

Nur im Schutz der Wohnung als Ort der Privatheit, die sich durch räumliche, rechtliche und sozial-psychologische Abgrenzung gegenüber anderen ergibt, können elementare Praxen des Lebens wie Essen und Schlafen als auch sozialpsychologische Werte wie Individualität, Soziabilität oder Emotionalität in Ruhe und Sicherheit stattfinden. Erst durch die Entfaltung der bürgerlichen Privatsphäre wird Kultivierung von Intimität möglich, wobei die nach außen hin abgeschlossene Wohnung eine grundlegende Rolle einnimmt.<sup>183</sup>

Dieses private Territorium sicherzustellen und zu verteidigen, ist ein menschliches Grundbedürfnis. So zeigt sich Revierverhalten selbst bei den späteren Lebensformen des offenen und gemeinschaftlichen Wohnens, indem von Mitbewohnern erwartet wird, die privaten Eigenbereiche und persönlichen Zimmer zu respektieren und nicht ungeladen zu betreten.<sup>184</sup> Auch rechtlich gesehen ist die Wohnung ein individuell abgegrenzter, privater Ort, gleichsam persönliches 'Hoheitsgebiet', das ohne Einwilligung des Rechte-Inhabers nicht betreten werden darf (Hausfriedensbruch). Sie ist demnach unantastbares Refugium des privaten Lebens im Gegensatz zur Öffentlichkeit.

In diesem Sinne ist die Wohnung ein nach außen abgeschlossener Bereich, in dem häusliches Leben ohne Fremdbestimmung frei gestaltet, selbständig in eigener Verantwortung organisiert und familiärer Zusammenhalt nach autonom gewählten Ritualen gepflegt werden kann, und ein persönlich-individueller Raum, der es ermöglicht, sich ungestört zu erholen, seinen Neigungen und Hobbys zu frönen, ohne dabei beobachtet zu werden oder gar der Kontrolle durch missliebige Mitmenschen ausgesetzt zu sein.

---

<sup>183</sup> Vgl. Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens* (= Grundlagentexte Soziologie, 2.korr.Aufl. Weinheim/München [1996] 2000), S. 32.

<sup>184</sup> Vgl. Margret Tränkle, *Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik*. In: Ingeborg Flagge (Hg.), *Geschichte des Wohnens*, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999), S. 688–806, hier S. 700 f.

In der Nachkriegszeit war ein solches Leben im Privaten erschwert oder oft gar nicht möglich. Vielfach hatten die Menschen nicht einmal schützende Wände zur Wahrung der Intimsphäre um sich, sie wohnten beengt mit ihren Verwandten zusammen – und sehr häufig ohne Badezimmer. Unter diesen Bedingungen war wohl das Wunschbild der bereits erwähnten ‚heiteren Auflockerung‘ sehnsüchtig erwartet worden, sodass die kleinen Neubauwohnungen der kommunalen Bauprogramme für die meisten ein großes, emotionsbetontes Geschenk waren und endlich wieder selbstbestimmtes Familienleben möglich wurde. Die Familie war wieder daheim angekommen.

Unter diesem Aspekt ist nachvollziehbar, dass die neue Wohnung für viele, sich noch der schrecklichen Zerstörungen des Krieges bewusst, zum Identifikationsobjekt wurde und über alle Maßen gehegt und gepflegt werden wollte.

Eine pointierter Befund der deutschen Kulturwissenschaftlerin Margot Tränkle für das Wohnen der fünfziger und sechziger Jahre scheint auch auf das Österreich jener Zeitspanne zuzutreffen, zumindest in der theoretischen und medialen Konzeption: Die Familie und die Wohnung werden zu einem Synonym, und für die kommenden Jahrzehnte wird das Bezugspaar Familie und Wohnung die Grundeinheit modernen Wohnens bestimmen.<sup>185</sup>

Der Gesellschaftsideologie der 1950/60er Jahre entsprechend, war mit Familie die Kleinfamilie, beziehungsweise Kernfamilie, gemeint: als bürgerliches Idealbild einer sozialen Konstellation von Vater, Mutter und zwei Kindern. Der Babyboom der frühen 1960er Jahre deckte sich mit der Vorstellung vom häuslichen Glück und der erstrebten Idylle eines schönen Familienlebens, und das exakte Pendant dazu fand sich in der genormten Wohnung: „Drei-Zimmer-Küche-Bad-WC-Zentralheizung“<sup>186</sup> Von den Wohnbauprogrammen determinierte Planungsvorgaben äußerten sich in nahezu fix vorbestimmten Wohnungstypen, Quadratmeterzahlen, Raumfolgen und Ausstattungsmerkmalen – gleichsam als Garant für Schutz und Sicherheit innerhalb der sogenannten eigenen vier Wände.

---

<sup>185</sup> Vgl. ebd., S. 697.

<sup>186</sup> Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens (= Grundlagentexte Soziologie, 2.korr.Aufl. Weinheim/München [1996] 2000), S. 16.

### 11.3. Die Wohnung als soziale Insel der Enge

In einer Zeit, in der die Familie mit einem überproportional hohen Wert konnotiert und die Privatheit bald auch ideologisiert war, konnten sich auch Lebensformen, charakterisiert durch weitreichende Abschottung von der Außenwelt, in übertriebenem, bereits problematischem Ausmaß entwickeln, mit allen damit verbundenen Begleiterscheinungen wie sozialer Isolierung und Vereinsamung.<sup>187</sup>

In den überdimensionierten, monotonen neuen Wohnsiedlungen jener Jahre kam das Gemeinschaftsgefühl abhanden, und in den großen Häusern kannte man schon bald die Namen seiner Nachbarn nicht mehr.

Anders in den Häusern der Bassenwohnungen: Hier standen die Türen zumindest zeitweise offen, es herrschte reges Kommen und Gehen. Schon bedingt durch die Enge der Wohnungen, verlagerte sich der Aktionsradius der Bewohner nach draußen in den Stiegenhausbereich, der Gang vor der Wohnungstüre war erweiterter Wohn- und Lebensraum, das Wasser draußen unabdingbar. Hier hatte man einander getroffen, Meinungen und Neuigkeiten ausgetauscht, Gutes und Böses erzählt, einander zugesprochen oder auch andere ausgerichtet, psychische Erleichterung oder Belastung empfunden, in jedem Fall konnte der Einzelne am Leben der anderen teilhaben und fand sich in einem erweiterten sozialen Umfeld im Sinne eines nachbarschaftlich gemeinschaftsbildenden Kommunikationsgeflechts eingebettet.

In den besseren bürgerlichen Mietshäusern hingegen, wo Wasser und Toilette von jeher innerhalb der Wohnungen lagen, herrschte Stille am Gang, das hinter den großen Doppelflügeltüren verborgene private Leben ließ und lässt sich nur erahnen – und in der Neubauwohnung, die jetzt sämtliche sanitäre Grundversorgung miteinschloss, bestand ebenfalls keine praktische Notwendigkeit mehr, die Eingangstüren offen zu halten.<sup>188</sup>

Alles, was notwendig war für den reibungslosen Ablauf des Haushaltes, für einen bequemen, zeitgemäßen Wohn- und Lebensstil, für die Gestaltung der Freizeit im Miteinander der kleinen Familie, all dies fand sich nun innerhalb des eigenen Zuhauses gut abgesichert und verwahrt durch die Wohnungstüre, die sich in den folgenden Jahrzehnten immer fester schließen sollte.

---

<sup>187</sup> Margret Tränkle, Neue Wohnhorizonte, S. 703.

<sup>188</sup> Irene Nierhaus, Vorgarten und Vorzimmer. Nahtstellen von Privatem und Öffentlichem im Wiener Wohnbau nach 1945, In: Sieder, Sozialgeschichte, hier S. 592–594 ; Helmut Eisendle, Wohnen. In: Jan Tabor, den fuß in der tür: manifeste des wohnens, Ausstellungskatalog (Wien 2000), S. 9–11.

Die ehemals spärlichen Habseligkeiten, die sich über die Kriegstage retten ließen, wuchsen im Laufe der Zeit zu einer unübersichtlichen, in manchen Fällen bereits bedrohlichen Ansammlung von Gegenständen. Angeschafft wurden solche mit mehr oder weniger praktischer Funktion, Haushalts- und zunehmend technische Geräte für Medien und Musik, aber auch Dinge mit ideeller, metaphorischer Bedeutung und natürlich wertvolle Objekte wie Antiquitäten und Schmuck. Je wohlhabender und reicher die Gesellschaft wurde, desto hermetischer riegelten die Türen ab, die, aufgerüstet durch Kettenschloss und Spion bis zur heutigen Hochsicherheitstechnologie mittels Fingerprint, die persönliche Unversehrtheit, aber auch den Schutz der zahllosen Besitztümer gewährleisten sollten.

Schützen wollte man sich zusehends auch vor unangemeldetem Besuch. So war es bald kaum mehr möglich, ohne vorhergehenden Telefonanruf oder Terminvergabe bei jemandem schnell mal vorbeizuschauen. Besucher galt es zu beeindrucken, sei es durch glänzende Sauberkeit und perfekte Ordnung, sei es durch eine stilvolle, luxuriöse Einrichtung, durch ein delikates Abendessen oder durch neueste technische Geräte als Statussymbole. Unangekündigter Besuch hingegen sorgte für größte Turbulenzen, in Windeseile musste in so einem Fall die soziale Bühne der Wohnung auf Präsentationsniveau gehoben werden, was einer massiven Bedrohung gleichkommen konnte. Schnellstens hatte man schmutzige vom Vortag stehengelassene Gläser beseitigt, Pölster zurechtgezupft, im Bad vergessene Kleidungsstücke entfernt und die altmodische Schondecke vom neuen Ledersofa gezogen; vor den Besuchern nicht an Ansehen zu verlieren, verursachte Stress und Panik und, den Ansprüchen bestimmter Wohnleitbilder, entsprechend der sozialen Zugehörigkeit, gerecht zu werden, immer größeren Aufwand.<sup>189</sup>

Allgegenwärtige und immerwährende Verfügbarkeit von Waren im Perpetuum Mobile des Konsumkarussells, gekoppelt mit übergroßem Leistungsdruck, bedeutete keine Erleichterung im täglichen Leben, sondern unter Umständen einen Verlust des menschlichen Maßes und psychischer Gesundheit; ebenso verursachten Überdimensionierung, Anonymität und Naturferne der Großstadt diffuses Unbehagen.

Schon 1965 hatte der Psychologe Alexander Mitscherlich mit seinem aufsehenerregenden Buch *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden* oben angeführte Negative der Stadt kritisiert und sich darin auch dem Thema der Isolierung, des Mangels an Kommunikation und Verlustes zwischenmenschlicher Beziehungen gewidmet, was sich in einer nahezu pathologischen Ausprägung des Wohnverhaltens äußern würde, dem 'Wohnfetischismus'. Diese Neurose der zwanghaften Ordnungssucht würde sich in der

---

<sup>189</sup> Margret Tränkle, *Neue Wohnhorizonte*, S. 704.

Unwirtlichkeit und Enge der modernen Lebensbedingungen auf die Kinder übertragen und diese ihrerseits in ein krankhaftes, übertriebenes Perfektionsverhalten drängen. „Es sind all die Fälle, in denen anstelle geglückter Beziehungen von Person zu Person in der Familiengemeinschaft Dinge getreten sind; alle die leblos geputzten Zimmer mit den aufgereihten Kissen auf der Sitzbank, an der Oberkante eingedrückt [...] Es ist eine Fama, zu glauben, dass dieser Fetischismus, dieser unglückliche Versuch, aus Sauberkeit und Ordnung Glück zu gewinnen, ein Privileg der Frauen sei [...] Perversion[als] Diagnose von der Art des Fetischismus treten überall dort auf, wo die Affektbeziehungen zwischen Menschen sehr früh und tief gestört wurden, wo anstelle eines geliebten lebendigen Menschen ein Attribut, eben der Fetisch tritt, [...] die blitzende Sauberkeit [...] nur allzu oft in Tyrannei umschlägt. Wohn-fetischismus, übertriebene Haushaltspflege schafft Ungemütlichkeit, ist eine zu unser aller Unglück in eine Tugend umgedeutete Krankheit: die Krankheit nämlich, mit menschlichen Kontakten nicht ins Klare zu kommen und statt dessen reine Böden zu schaffen.“<sup>190</sup>

Es sind sozial-abstrakte Begriffe wie Anstand, Korrektheit, Aufrichtigkeit, die ihr konkretes Pendant auch innerhalb der Wohnung und deren Einrichtung und Pflege finden sollten, gleichsam ein Korsett aus Sauberkeit, Ordnung und Zweckentsprechung. Die vermeintliche Notwendigkeit und das Wissen über solche 'Tugenden' wurden durch die Medien der Wohndesigner, Politiker und Werbeprofis trügerisch wohlwollend beharrlich genährt; so lautete deren Botschaft 1959 : „ ... alles, was ... der heutige Mensch ... braucht und um sich haben will, soll sich durch Formklarheit, durch technische Sauberkeit und vollkommene Nutzbarkeit auszeichnen, es soll sowohl den rein materiellen, aber auch den ideellen Bedürfnissen entsprechen. Jeder spürt diesen Wandel, er hat das Bedürfnis, sich ihm einzufügen, und viele müssen es. Dieser Zwang kann wohltätig sein und eine Steigerung des ganzen Lebensgefühls bedeuten. Wir sind Zeuge einer Bewegung, die durch die ganze Welt geht, ...“<sup>191</sup> Zwang, Sauberkeit und Nutzbarkeit sollten demnach das Leben befreier und glücklicher machen, führten aber augenscheinlich in vielen Fällen nicht ins Glück, sondern in einen übertriebenen eben zwanghaften, geradezu pathologischen Ordnungs- und Sauberkeitswahn in vielen Haushalten jener Zeit.

Die Jugend ging währenddessen langsam andere Wege, auf der Suche nach neuen Inhalten und im Versuch, den biedereren hausfraulichen Zwängen und väterlichen Autoritäten zu entkommen. Auch auf der Suche nach neuen Formen des Zusammenlebens. Anfang der

---

<sup>190</sup> Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden (Erstausg. Frankfurt am Main 1965), S. 129-133.

<sup>191</sup> Alfred Bruckmann, Die schöne Wohnung (München 1959), S. 5.



1960er Jahre, als Studierende aus den Bundesländern zum Studium in die Stadt zogen und hier nicht mehr ausschließlich in Studentenheimen oder bei Verwandten wohnen wollten oder konnten, kamen erste Irritationen auf und sollten das inzwischen eng gewordene Bild bislang gesellschaftlich sanktionierter Gemeinsamkeit ins Wanken bringen. „Aber auch dies bestätigt, wie sehr die Kleinfamilie zum normativen Lebensmodell geworden war“, das es nun zu überwinden galt.<sup>192</sup>

Die ersten frühen studentischen Wohngemeinschaften werden den Weg zu neuen, alternativen Wohn- und Lebensformen ebnen:

„Wenn unsere Eltern zu Besuch kamen – und sie kamen nur einmal...Da standen Vati und Mutti in ihren Popelinemänteln mit Seidenschal und Hut in dieser Gemeinschaftswohnung schillernder Existenzen. Sie wagten sich nicht auf die Polster des lädierten grünen Plüschsofas zu setzen...Weit davon entfernt, Platz zu nehmen auf den Sitzmöbeln aus ihrer Zeit, standen sie in der Mitte des knapp 40 m<sup>2</sup> großen und etwa 3,60 m hohen Raumes und tasteten mit ihren Blicken das Zimmer mit allen Sachen darin, die Wände, Decken und Lampen, eins nach dem anderen ab und setzten daraus und aus den Befürchtungen, die sie schon mitgebracht hatten, ein Bild meiner Existenz zusammen, das nichts Gutes erwarten ließ. An meinem weinroten Teppich, in dessen Mittelpunkt sie etwa standen, nahmen sie nur die abgewetzten Stellen wahr, an dem ovalen Ausziehtisch...das wellig gewordene Furnier...Von den drei Türen des Zimmers ging eine auf den Flur. Die dritte Tür war eine große Flügeltür, die weit geöffnet ins kleine Nachbarzimmer führte. Das gehörte Hanna. ‚Sie leben also zusammen.‘ So oder ähnlich musste es Vati und Mutti durch den Kopf gegangen sein: ‚Sie leben also wie ein Paar zusammen ohne Trauschein, ohne unseren Segen, ohne irgend jemand um Erlaubnis gefragt zu haben. Sie leben einfach zusammen.‘ Und noch beängstigender schien ihnen wohl, dass wir nicht den Eindruck machten, unseren Lebensstil mit seinen Provisorien so schnell aufgeben zu wollen...Vati und Mutti hatten an diesem Tag einsehen müssen, dass ich meine eigenen Wege ging, Wege, die woanders hinführten, als sie sich vorgestellt hatten.“<sup>193</sup>

Es war ein Abschied von traditioneller Lebenshaltung und Weltbild-Vorstellung, ein Abschied vom Gewohnten und zugleich die vage Ahnung der elterlichen Aufbaugeneration vom bevorstehenden Aufbruch in Zeiten, deren Werte sie nur mehr schwer nachvollziehen konnte.

---

<sup>192</sup> Sieder, Sozialgeschichte der Familie, S. 241.

<sup>193</sup> Joachim Krause, Werte aus dem Berliner Zimmer. In: Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Ausstellungskat., hg. von Deutscher Werkbund e.V. u. Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Darmstadt 1986), S. 238–248, hier S. 246 f.

## 12. VORSCHAU INS JAHRZEHNT DER SECHSZIGER

Die Antagonismen dieser Zeit des voll entfalteten Wirtschaftswunders bestanden einerseits aus den Schlagworten wie Sauberkeit, Korrektheit, Anständigkeit und der Selbstzufriedenheit wohlhabender Bürger, die ihren sozialen Status wiedererlangter ökonomischer Potenz im Wohnen, in ihren Autos, Reisen und ähnlichen universellen Prestigeobjekten einer sich jüngst konstituierenden Konsumgesellschaft präsentierten, und andererseits aus der zunehmend anwachsenden Kritik und dem sich an den Rändern der Gesellschaft formierenden Widerstand gegen die konservativen Alltagskonventionen von Sitte und Anstand, sowie gegen die Monotonie und Maßlosigkeit des Wiederaufbaus.

Das Geschehen war bereits rationalisiert und die Wohnbaumaschinen angeworfen: 1962 nahm die "Montagebau Wien" mit einer Produktionskapazität von rund vier Wohnungen pro Tag ihren Betrieb auf, und aus den Wiesen und Feldern wuchsen die bekannten trostlos-uniformen Wohnkästen-Zeilen rasant in die Höhe wie etwa die Großfeldsiedlung in Wien Floridsdorf.

Das Bauwesen jener Zeit war in der Hand politischer Entscheidungsträger, vor deren Macht die Architektenschaft wohl häufig resigniert haben muss – ihre Utopien hatten die üblichen standardisierten Wohnblocks längst überflügelt und die regulierte, normierte Stadt mit ihrer technokratischen, anonymen und monotonen Ausformung bald das politische Unbehagen vor allem der jungen Generation geschürt.

Mehr als der politische aber war in dieser Zeit der kulturelle Aktionismus in Wien auf fruchtbaren Boden gefallen. Bereits 1958 kritisierte Friedensreich Hundertwasser wie später viele andere den überhandnehmenden Bauwirtschafts-Funktionalismus und industrialisierten Rationalismus. Mit seinem Verschimmelungsmanifest gab er seinem Unmut Ausdruck, in dem er auf das Recht jedes einzelnen auf Gestaltungsfreiheit pochte.<sup>194</sup>

Was das Wohnen im Inneren der eigenen vier Wände betrifft, sollte es bunter und vielfältiger sein – nach den Vorstellungen der Einrichtungsbranche „heiter sein, beschwingt und farbig, zweckmäßig und beweglich, mit unserer Lebensweise übereinstimmend.“<sup>195</sup>

Die konjunktivische Forderung nach solcherart idealisierter Wohnwelt konnotiert allerdings ein sehnsüchtiges Verlangen, das sich zu jener Zeit noch bei weitem nicht erfüllen konnte.

---

<sup>194</sup> Gabriele Kaiser u. Monika Platzer, Architektur in Österreich im 20. und 21. Jahrhundert, Architekturzentrum Wien (Hg.), (Basel/Boston/Berlin 2006), S. 197.

<sup>195</sup> Franz Bauer u. Cathrin Seifert, Das schöne Zuhause (J.E. Schuler (Hg.), Stuttgart 1960), S. 7.

Das Heim als glücksbringender, beziehungsweise glücksgenerierender Hort blieb und bleibt wohl ein Wunschdenken und ging mit der realen Lebensweise der breiten Masse der Wiener Bevölkerung noch lange nicht konform.

Denn der größte Teil der Gesellschaft lebte immer noch in den kaum sanierten, engen Zimmer-Küche-Wohnungen der alten Zinshäuser oder in den neuen Bauten, die ebensowenig großzügig waren.

Diese Wohnungen waren zwar zweckmäßig, aber doch sehr klein und zudem monoton möbliert in starrer Entsprechung zum Billigangebot der Möbelhäuser. Sie lagen weit draußen am Rande der *gegliederten und aufgelockerten Stadt* (Roland Rainer) und gemäß der strikten Trennung von Wohnen und Arbeiten auch jenseits eines urbanen, lebendigen und vielfältigen Milieus, sondern vielmehr in einem der Ödnis, Langeweile und Ausgegrenztheit.

In den Innenstadtvierteln wiederum griff der Autoverkehr rasant um sich, sodass die Bewohner unter einer immer unerträglicher werdenden Belastung von Lärm und gesundheitsschädlichen Abgasen zu leiden hatten. Begriffe, wie Auflockerung einerseits und Ruhe andererseits, als projizierte Eigenschaften von Seiten einer angestrengt agierenden Stadtplanung scheinen auch für den Blick in das Innere der Gebäude und Räume von Bedeutung gewesen zu sein, gleichsam zwischen Wunsch und Wirklichkeit schwebend.

*„Das Ideal der neuen Raumgestaltung stellt die Auflockerung, die Auflösung, die Dynamik bei gleichzeitiger Ruhe dar. Ein Widerspruch? Oh nein!“<sup>196</sup>*

Die Autorin dieser Zeilen um 1960 argumentiert in der Folge das neue Ideal mit dem angeborenen Wunsch des Menschen nach Abwechslung. Dieses Beispiel zeigt, dass das Wohnen in seiner emotionalen Dimension das begriffliche Denken überfordert. Es ist der aufgelockerte, aufgelöste und dynamische Raum bei gleichzeitiger Ruhe doch schwer gestaltbar. Wohnen wurde wie die Lebenswelten im Allgemeinen im Laufe der sechziger Jahre mehr und mehr mit psychologischer Konnotation bedacht, ein Phänomen, das vielleicht ein höheres Bewusstsein, aber wohl kein glücklicheres Lebensgefühl mit sich brachte, sondern vielmehr Kritik an Konvention und Diktat – Kritik, die zunehmend vehementer werden sollte:

„Die kulturellen Tendenzen der 1960er Jahre lassen sich auf eine einfache Formel reduzieren: Aufstand gegen den Vater, die Zerschlagung jeder Autorität, des Staates, der Schule, der Familie. Die antiautoritäre Welle strebte die vaterlose Gesellschaft an“<sup>197</sup>, und

---

<sup>196</sup> Bauer, Das schöne Zuhause, S. 8.

<sup>197</sup> Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, S. 478 f ; Mit dem Titel *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* analysierte Alexander Mitscherlich bereits 1963 dieses sozialpsychologische Zeitphänomen.

die „künstlich wiederhergestellte Einheit des Guten, Wahren und Schönen“<sup>198</sup> steuerte im Lauf der Jahre auf eine drastische Veränderung der kulturellen, intellektuellen, gesellschaftlichen und in Maßen auch sexuellen Positionen hin – die konservative Grundstimmung wird zunehmend verblasen, bis sich am Ende des Jahrzehnts auch politisch die Lage neu formiert.

Die 68er-Bewegung aber sah sich weniger als politische, sondern vielmehr als kulturell-gesellschaftliche Strömung und wird letzten Endes auch zu einer kulturellen Revolution mit dem Resultat einer gravierenden Veränderung im sozialen Miteinander führen:

Zu einer Neubewertung von Sitte und Anstand, der Eltern-Kind-Beziehungen und auch der Geschlechterrelationen.

Damit einhergehend vervielfältigten sich die Möglichkeiten der Gestaltungsfreiheit des eigenen Lebens – ein neues gesellschaftliches Selbstverständnis war entstanden.

### 13.1. SCHLUSSBETRACHTUNG

Schon Erich Kästner hatte mit dem Bonmot "motorisiertes Biedermeier" auf die gesellschaftliche Konstitution der 1950er abgezielt und die Diskrepanz zwischen ungehemmtem technischen Fortschritt gegenüber bürgerlich-familiärer Zurückgezogenheit im trauten Heim belächelt.

Und in der Tat war jene Phase der Geschichte eine Zeit voller Widersprüche, obwohl die Gesellschaft als durchwegs homogene Gemeinschaft und in erstmals einheitlichem 'Österreich'-Bewusstsein den Wiederaufbau bravourös bewältigt hatte – eine Zeit rasanter sozioökonomischer Entwicklungen unter zeitgleichen restaurativen Tendenzen. Während Mädchen und Frauen zunehmend Bildungszugang und Erwerbstätigkeit einforderten, hinkte zeitgleich der politisch-rechtliche Rahmen hinterher wie beispielsweise im Konstrukt des veralteten Familienrechts, auf dessen einzementierter Basis die Familie als Retter traditioneller Wertemuster fungieren sollte. Für manche der älteren Generation, die noch bewusst den Krieg erlebt hatten, könnte sich die Welt zu schnell geändert haben, sie waren konfrontiert mit scheinbar unheilbringender Fortschrittsideologie : Automobilboom und erster Massentourismus, Technisierung der Haushalte mit amerikanischen Kühlschränken, Radio und Fernsehgeräten und 'wilde, unzüchtige' neue Freizeitaktivitäten von Musik über Kino bis Tanz.

---

<sup>198</sup> Hanisch, Der lange Schatten des Staates, S. 426.

Als nicht widersprüchlich erwies sich hingegen die alles überragende Rolle der Industrie. Erst durch den beispiellosen technischen Aufschwung wurden Wachstum und Innovation ermöglicht – und mit dem Rückhalt dieser unaufhaltsamen industriellen Expansion und den damit verbundenen Begleiterscheinungen wie Stabilität, Sicherheit und Wohlstand konnte so etwas wie Vertrauen in die Demokratie als politisches System entstehen – Demokratie verstanden als westliches Ideal eines von Markt und Kapital geleiteten Handlungsgefüges. Auf Basis dieser Entwicklung war der Weg in Richtung der bis heute gültigen Konsumorientierung und Massenkultur geebnet worden, die schließlich auch eine Qualitätsanhebung des Wohnalltags ermöglicht hatte.

Dennoch klingt vieles aus jener Zeit, gemessen an unseren heutigen Vorstellungen und Hörgewohnheiten sonderbar, skurril, wenn nicht sogar lächerlich. Wolfgang Kos (anlässlich einer Ausstellung zur Architektur der Fünfziger Jahre im Wien Museum) meint in diesem Sinne: „Gerade die fünfziger Jahre oszillieren aus heutiger Perspektive: Manches erscheint uns nah und vertraut, anderes wirkt fern und fremd, geradezu anachronistisch. Zum Beispiel überrascht die biedere Betulichkeit, mit der im "Bau" Neues präsentiert wird. Der Geist der Moderne, dem sich die Architektur jener Zeit verpflichtet fühlt, tritt uns quasi im mausgrauen Arbeitsmantel entgegen – und eben nicht im schwarzen Rollkragenpulli einer Avantgarde-Bewegung.“<sup>199</sup>

Nichtsdestotrotz haben Architekten und Planer, Einrichtungsgestalter und ausführende Handwerker Wegweisendes und nach damaligen Maßstäben Großartiges geleistet; in einer Zeit, die von Ressourcen nicht gerade gesegnet war, konnte es nicht immer machbar sein, durchwegs Qualität hervorzubringen. Man war trotzdem auf der Suche nach Möglichkeiten, was neue Materialien und Formensprache (allerdings nicht im Bereich des Bauens) oder auch das Gestalten neuer Einrichtungsideen in Rücksicht auf deren Alltagstauglichkeit betrifft. Es wurden nicht nur ästhetische, sondern fast durchwegs Überlegungen mit dem Ziel sozialer Verbesserungen angestellt und gewaltige Anstrengungen zur Lösung des Wohnungsproblems unternommen.

Vorrangig galten die Bemühungen der sozialen und ökonomischen "Besserstellung" aller Bevölkerungsteile, und man fühlt sich beinahe involviert in den latenten Glauben an das Gemeinwohl, an eine (scheinbar) homogene Gesellschaft mit gemeinsamen Zielen. Die Beschäftigung mit damals aktueller Literatur zu den Themenbereichen Leben und Kultur, eben auch Bauen, Wohnen oder Einrichten, lässt diesen unbeirrbaren Änderungswillen und

---

<sup>199</sup> Wolfgang Kos, Preiswert, zweckmäßig, schön. Die Fachzeitschrift „Der Bau“ als Zeitdokument, Herbst 1955. In: Judith Eiblmayr u. Iris Meder (Hg.), Moderat modern. Erich Boltenstern und die Baukultur nach 1945, Ausstellungskatalog: Wien Museum Karlsplatz, 20. Oktober 2005 - 29. Jänner 2006 (Salzburg 2005), S. 79–87, hier S. 79.

die bewegte Aufbruchsstimmung jener Zeit förmlich greifbar werden. Die „wilden“ fünfziger Jahre : Gesellschaft, Formen und Gefühle – diese Leitbegriffe und zugleich Titel eines Sammelbandes<sup>200</sup> über die fünfziger Jahre beschreiben treffend den Bogen von Konstitutionen und Empfindungen jener Zeit des Neubeginns und Aufschwungs, eines Jahrzehnts mit fröhlich-freudiger Grundstimmung, Neugierde auf Neues, auf alle Wunderdinge, die da noch kommen mögen im Sog des Wirtschaftswunders. Vor allem die Jugend strebte vorwärts, auch wenn sie mit konservativem Gegenwind zu kämpfen hatte. Sie war empfänglich für alles Neue, und die Perspektiven der Zukunft waren vielfältig. Die Zuwendung auf dieses Neue, die proklamierten 'neuen Formen, Farben und Gefühle', formen und färben uns das Bild heute und assoziieren es mit jugendlichem Elan des Aufschwungs, der, materiell gesehen, auch von allen Bevölkerungsteilen erwünscht war.

Dass der parallel latent vorhandene, rückblickend vielleicht verborgene Konservatismus, in dieser Arbeit bereits wiederholt konstatiert, das fröhliche Bild trübt, ist klar, und dass das Bild zurechtgerückt werden muss, auch.

Umstände wie das Hinziehen der Restitutionsfrage, das symptomatische Nachleben nationalsozialistischer Gesinnung am Beispiel Taras von Borodajkewycz, die Frauenfrage (die Benachteiligung der Frau im öffentlichen Leben wie auch ihre innerfamiliäre Abhängigkeit vom Ehemann zusätzlich zur Doppel/Dreifachbelastung durch Mutterrolle, Haushalt und Beruf) oder auch der heute banal anmutende Sauberkeitswahn jener Zeit mit daraus resultierenden Neurosen waren keine wünschenswerten und positiven Erscheinungen und wurden in späterer Zeit auch 'abgearbeitet'. Manches allerdings beschäftigt bis heute.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit akzentuierte die politisch-gesellschaftliche Elite den ungebremsten Willen zum Fortschritt. Stadtplaner, Architekten und Einrichtungsexperten sahen den Auftrag zur Erneuerung nicht nur im Umformen traditioneller Wohnsituationen oder im Entwerfen neuer Möbel und Gegenstände, sondern sie machten sich auch Gedanken über gesamtgesellschaftliche Aspekte.

Die engagierte Vision über eine allumfassende neue Kultur der Lebensgestaltung unterstreicht auch die unbedingte Bedeutung von Änderungen, die immanente Notwendigkeit für alle, in neue Zeiten aufzubrechen: „Die neue Art des Wohnens entspricht ebenso dem Haushalt des jungen Arbeiterehepaars wie dem des Geschäftsmannes, Beamten oder Gelehrten; es gibt daher weder Arbeiter- noch Professorenmöbel, sondern nur Möbel und

---

<sup>200</sup>Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985).

Einrichtungen, die den Menschen aller Berufe und Lebenshaltungen ein sinnvolles und gemütliches Wohnen ermöglichen.“<sup>201</sup>

Mit noch mehr Nachdruck formulierte es der Wiener Architekt Oskar Riedel anlässlich einer Beschreibung seiner Entwürfe: „Nach den Jahren sinnloser Zerstörung in einem bisher nicht gekannten Ausmaß sehen wir uns alle vor eine Tatsache gestellt, die niemals in der Kulturgeschichte so deutlich gegeben war: Daß kein Wohnideal mehr konstruiert werden kann, welches irgend eine Volksschicht von der vollen Teilhabe ausschließt.“<sup>202</sup>

Programmatisch wird auf diese Weise eine Weiterentwicklung betrieben mit dem Ziel einer neuen Lebensform in einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, in der alle Bürger, gleich welcher Herkunft, Nutznießer der erarbeiteten Wohn-Konzepte sein werden, Konzepte, in denen es keine standesgemäßen Unterscheidungsmerkmale geben sollte. Die Gleichschaltung von 'Professoren-' und 'Arbeitermöbeln' symbolisiert hier die theoretische Vorstellung einer einheitlichen Bevölkerung und wird später in die serielle Erzeugung führen. Vorerst hätten diese Ansätze aber nur in den Köpfen funktioniert; so fehlten anfangs noch bei allen Beteiligten die Mittel auch nur annähernd von den Konzepten 'neuer Lebensformen' profitieren zu können – bei den Erzeugern, Händlern und bei den potentiellen Käufern. Ironischerweise wäre noch anzumerken, dass just jener Planungsentwurf, der mit oben angeführter gesellschaftspolitisch gewichtiger Überlegung untermauert wurde, handwerklich exklusivste, aufwendige Um- und Einbaumaßnahmen vorgestellt hatte, die für einen 'gleichgeschalteten Bürger' nie erschwinglich gewesen wären. Sein Einrichtungskonzept hatte damit bereits zeitgleich die programmatischen Intentionen für nichtig erklärt, „moderne Wohnkultur aus einem Luxus der Reichen zu einer Selbstverständlichkeit für alle zu machen“ – so der Grundsatz in der Einleitung eines Buches über 'moderne Wohnkultur' aus dem Hause des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.<sup>203</sup>

Solch konzipiertes Streben nach Egalität, welche quer durch die Gesellschaft über soziale Schichtungen hinwegweist, mag ehrenwert sein und der Ansatz vielversprechend und für die gesellschaftliche Struktur der fünfziger Jahre auch kennzeichnend. Es war eine im Lauf der Geschichte relativ kurze Phase, die in der Tat sehr von stabilen und homogenen Insignien

---

<sup>201</sup>Aus dem Entwurfsprogramm von Franz Schuster zum Thema 'Die Einrichtung einer Kleinwohnung' : Soziale Wohnkultur, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst. Kat. (Wien 1952), S. 5.

<sup>202</sup>Oskar Riedel anlässlich seiner Entwurfspräsentation 'Kleinstwohnung mit Zimmer u. Küche in einem Zinshaus' , aus : Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien [1950/1951] ), Heft 1 u. 2, S. 19.

<sup>203</sup>Robert Stern (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann (2.verb.u.erw.Aufl., Wien [1952] 1956), S. 11.

geprägt war – trotz eingangs zitierter Ambivalenz; aber in die Überlegungen um Gleichwertigkeit aller Bürger hatte man noch nicht die Positionierung der Frau miteingeschlossen. Sie verblieb im sozialen Gefüge noch unangetastet in traditioneller Rolle, obwohl ihre Berufstätigkeit kontinuierlich zunahm.

Es muss den frühen Proponenten der Bemühungen um eine soziale Wohnkultur allerdings zu Gute gehalten werden, dass sie in ihren Texten und Beschreibungen stets versuchten, sachlich und objektorientiert zu argumentieren. So werden Einrichtungsvorschläge durchwegs soziologisch wertfrei vermittelt und vorrangig das junge Ehepaar, ob mit oder ohne Kinder, gemeinsam angesprochen. Erst in den folgenden Jahren mit fortschreitender Etablierung einer neuen Wohnkultur und deren bunter medialer Forcierung rückt die Frau verstärkt in das Ambiente ihrer Wohnumgebung, bis sie schließlich in Wort und Bild eins wird mit der amerikanisierten Idealküche.

Aber bis dahin ist es Anfang-50 noch ein weiter Weg – mit Blick Richtung Amerika. Das signalisierte Fortschritt, Wohlstand und Lebensfreude, vorgeführt in Zeitschriften, Wochenschau und Filmen. „Wie wohnt Amerika“<sup>204</sup> – dieser Titel in einer Einrichtungsbroschüre war auch für das Wohnen symptomatisch: ein Bungalow mit Swimming-Pool<sup>205</sup> schließlich der Traum der Österreicher, oder zumindest die Housewarming-Party mit amerikanischer Tanzmusik im Gemeindebau der Wiener Wirklichkeit.

Um auf die eingangs formulierte Frage zurückzukommen: Wie kann es sein, dass in nur 15 Jahren, nachdem alles zerstört war, wieder ein funktionierendes staatliches Gemeinwesen entstehen konnte, dass rund ein Viertel der Bausubstanz Wiens wieder errichtet und Wohnungen für Tausende Menschen bereitgestellt werden konnten, dass die Bewohner dieser Stadt spätestens ab den sechziger Jahren sich mit etwas Luxus aus vollen Geschäftsregalen verwöhnen und sich neue Möbel leisten konnten?

Vielleicht war es gerade die unfassbare Gewalt der Zerstörung am Ende des Krieges, die letztlich bewirkt hatte, dass die Bevölkerung vereint all ihre Kräfte mobilisieren konnte.

.... zum "Bessermachen!": Besser Planen – Besser Bauen – Besser Wohnen.<sup>206</sup>

Dieses Begriffs-Triumvirat aus den 1950er Jahren umreißt sehr prägnant die Intentionen zur Reformierung der Lebensbedingungen und Wohnkultur. Es war ein lang andauernder und eindringlich betonter Prozess, der sich über das ganze Jahrzehnt und noch in die Jahre danach hindurchzog und mit vollster Überzeugung betrieben wurde. Die SW-Möbel-Aktion wurde zur Erfolgsgeschichte, die Küchen langsam zu modernen Funktionsküchen mit

---

<sup>204</sup> Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien o.J. [1950/1951] ), Heft 1 u. 2, S. 53.

<sup>205</sup> Otto Niedermoser, Schön wohnen, schöner leben (2.verb.Aufl., Frankfurt a.M./Wien 1954), S. 146 f.

<sup>206</sup> Oskar Payer, Praktische Wohnungskunde. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle" (Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953), S. 6.



hilfreicher technischer Ausstattung und das Postulat zur Grundrisslösung lautete endlich "pro Person = 1 Raum".

Wenn man sich zurückerinnert an die Epoche um 1900, als in den engen Zimmer-Küche-Wohnungen der Gründerzeit sogar noch die Betten geteilt werden mussten, wird klar, dass die Wohn- und Lebensbedingungen eine unglaubliche Besserstellung erfahren haben und unaufhaltsam den Weg in den Wohlstand weisen.

Dennoch: Wohnungsnot bestand noch während des gesamten Jahrzehnts.

### 13.2. Blick nach vorne und zurück – Literarische Umrahmung zwei: Peter Henisch

Demografische Expertisen prognostizieren für Wien ein anhaltendes Bevölkerungswachstum, aber auch eine problematische Vergrößerung der sozialen Spannweite; Wohnungen würden noch rarer und teurer werden und damit für viele, vor allem für die junge Generation zu den unerreichbaren Luxusgütern zählen.<sup>207</sup>

Unter diesem Aspekt vermittelt die kolportierte Schlagzeile am Cover einer aktuellen Ausgabe der auflagenstarken Gratis-Tageszeitung *Heute* auch bei nötigem Distanzbewusstsein gewisses Unbehagen: „*Rekord! Wohnung in Wien für 12 Mio. Euro – Dabei hat sie nicht einmal eine Dachterrasse – Wer das Parkring-Juwel kaufte*“<sup>208</sup>

Erinnern wir uns zurück an den Anfang, als alles neu begann und die Bewohner der Stadt, in täglicher Sorge geeint, wieder zu leben versuchten. Siebzig Jahre zurück, hinauf in die 'Landstrasser Vorstadt', als Millionen nicht einmal vorstellbar waren und man, wenn einem durch einen kuriosen Zufall s e h r großes Glück zuteil wurde, noch einen Mantel für eine Wohnung tauschen konnte, wie der Schriftsteller Peter Henisch in seinem eben erschienenen autobiografischen Roman erzählt und dabei in seine Kindheit ins Nachkriegs-Wien führt.<sup>209</sup>

---

<sup>207</sup> Siehe weiters Eberhard von Einem (Hg.), *Wohnen. Markt in Schiefelage – Politik in Not* (= Stadtforschung aktuell, Wiesbaden 2016) : In der Publikation wird für den derzeit aktuellen Wohnbau tendenziell ein Überhang an teuren Immobilien konstatiert, während zugleich die Nachfrage nach preisgünstigeren, leistbaren Wohnungen stetig ansteigt und auf diesem Sektor bereits ein Mangel eingetreten ist. Die Texte beziehen sich zwar größtenteils auf die aktuelle Situation des Wohnungsmarktes in der Bundesrepublik Deutschland, sind jedoch auch für wohn- und sozialpolitische Überlegungen in Hinblick auf die 'Wohnungsfrage' Wiens relevant, wo bereits in jüngster Zeit vermehrt vonseiten der Stadtregierung in der politisch-öffentlichen Diskussion das Thema einer angemessenen und leistbaren Wohnraumversorgung für die nächsten Jahrzehnte fokussiert wird.

<sup>208</sup> *Heute*, 27.9.2016, Titelblatt.

<sup>209</sup> Siehe auch: Kristina Pfoser, *Neuer Roman von Peter Henisch*, ORF / Ö1, 26.9.2016, Web: <http://oe1.orf.at/artikel/452117> (Stand 2.10.2016).

„Dort war die Wohnung, in der mein Bewusstsein erwacht ist. [...] Der Erker, ein kleiner, wie für mich gemachter Raum. An einer Ecke unseres sogenannten großen Zimmers. Es ist nicht wirklich groß, dieses Zimmer, aber es ist unser größtes. Eigentlich ist es das einzige Zimmer, sonst gibt es in unserer Wohnung nur das Vorzimmer, die Küche und das Kabinett.

Die Wohnung, die ich mit meinen Eltern und der Katze bewohne, gilt als Zweizimmerwohnung. Doch das zweite Zimmer gibt es nicht mehr. Dieses Zimmer, heißt es, ist abgestürzt. Das soll in den letzten Kriegstagen gewesen sein oder vielleicht sogar schon in den ersten Tagen nach Ende des Krieges: es war eine stürmische Nacht, das durch den Bombentreffer, der das Nebenhaus zerstört hat, erschütterte Mauerwerk hat nachgegeben, die Balken haben nicht mehr getragen – aber da haben noch andere Leute hier gewohnt.<sup>210</sup>[...] Manchmal, wenn Gäste da waren, erzählte mein Vater, wie wir zu dieser Wohnung gekommen waren. Er habe sie, sagte er, im Tausch gegen einen Wintermantel erworben. Das war so: Der vorige Mieter, der beim Absturz des Zimmers in die Schutthalde Frau und Tochter verloren hatte, wollte hier nicht mehr bleiben. [...] Aber wir brauchen uns nicht zu fürchten, sagte mein Vater. Er hatte nicht nur die Tür zugenagelt, er hatte auch sonst viel getan. Die alten Tapeten von den Wänden gerissen und die Wanzen dahinter vertilgt. Die Wände und den Plafond geweißt, [...] Er hatte gehämmert, gesägt, gefeilt und gehobelt. Er hatte aufgestemmt und zugegipst. Er verlegte elektrische Drähte und montierte Steckdosen [...] mit dem schönen Elan eines **Neubeginns**.“<sup>211</sup>

---

<sup>210</sup> Peter Henisch, Suchbild mit Katze. Roman (Wien 2016), S. 10 f.

<sup>211</sup> Ebd., S. 30 f.

## 14. LITERATURVERZEICHNIS

### 14.1. Sekundärliteratur

Werner **Abelshauer**, Die Langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949–1966 (= Historisches Seminar 5, Düsseldorf 1987).

Friedrich **Achleitner**, Die Situation der Architektur. In: Norbert Leser, Österreich – geistige Provinz? (Wien/Hannover/Bern 1965), S. 146–165.

Friedrich **Achleitner**, Jenseits von Kitsch und Mode. Ist die legendäre Wiener Wohnkultur noch lebendig?, Die Presse, 18./19.4.1964, 5. Beilage.

Friedrich **Achleitner**, Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. Ein Führer in vier Bänden (Wien 1980–1990).

Christina **Altenstraßer**, Gabriella Hauch u. Hermann Kepplinger (Hg.), gender housing. geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd.5, Innsbruck 2007).

Michael **Andritzky**, Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute. In: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999) S. 615-686.

**Austria-Forum**, das Wissensnetz, AEIOU, *Priessnitz, Reinhard*, Web: [http://austria-forum.org/af/AEIOU/Priessnitz,\\_Reinhard](http://austria-forum.org/af/AEIOU/Priessnitz,_Reinhard) (Stand 27.9.2016).

Irene **Bandauer-Schöffmann**, Gender Gap. Ökonomische Ungleichheit zwischen Frauen und Männern während des 20. Jahrhunderts. In: Andreas Weigl, Peter Eigner u. Ernst Gerhard Eder (Hg.), Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater (= Geschichte der Stadt Wien, Bd. 8, Innsbruck 2015), S. 261–354.

Irene **Bandhauer-Schöffmann** u. Ela Hornung (Hg.), Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit" (= Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 22, Wien/Salzburg 1992).

Irene **Bandauer-Schöffmann** u. Ela Hornung, Von Mythen und Trümmern. Oral-History-Interviews mit Frauen zum Alltag im Nachkriegs-Wien. In: dies.(Hg.), Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit" (Wien/Salzburg 1992) S. 24-54.

Ingrid **Bauer**, 1968 und die sex(ual) & gender revolution. Transformations- und Konfliktzone: Geschlechterverhältnisse. In: Oliver Rathkolb u. Friedrich Stadler (Hg.), Das Jahr 1968 - Ereignis, Symbol, Chiffre (= Zeitgeschichte im Kontext, Bd.1, Göttingen 2010), S. 163–186.

Natalie **Baumann**, Die Entwicklung der Wiener Gemeindebauten im Kontext ihrer Architektur (Dipl.arb. Wien/2012).

Annette **Becker**, Dietmar Steiner u. Wilfried Wang (Hg.), Architektur im 20. Jahrhundert, Bd. 1: Österreich, Katalogbuch anlässlich der Ausstellungsreihe zur europäischen Architektur im 20. Jahrhundert (München/New York 1995).

Monika **Bernold** u.a., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private (Wien 1990).

Monika **Bernold**, Das Private Sehen. Fernsehfamilie Leitner, mediale Konsumkultur und nationale Identitätskonstruktion in Österreich nach 1955 (= Österreichische Kulturforschung 6, Wien 2007).

Hans **Bobek** u. Elisabeth Lichtenberger, Wien. Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (= Schriften der Kommission für Raumforschung der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1, Graz/Köln 1966).

Birgit **Bolognese-Leuchtenmüller** u. Michael Mitterauer (Hg.), Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme (= Beiträge zur historischen Sozialkunde, Beiheft, 3, Wien 1993).

Erich **Bramhas**, Der Wiener Gemeindebau. Vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus (Basel/Boston/Stuttgart 1987).

Christian **Brandstätter** u. and., Stadtchronik Wien. 2000 Jahre in Daten, Dokumenten und Bildern (Wien 1986).

Ernst **Bruckmüller**, Sozialgeschichte Österreichs (Köln/Wien 2001, Web 2015), <http://www.degruyter.com/viewbooktoc/product/447192> (Stand 24.9.2016).

Ernst **Bruckmüller** (Hg.), Wiederaufbau in Österreich 1945–1955. Rekonstruktion oder Neubeginn? (= Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde, Ernst Bruckmüller (Hg.), Wien/München 2006).

Angela **Delille** u. Andrea Grohn, Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den 50er Jahren (Berlin 1985).

**Deutschland in den fünfziger Jahren**, Informationen zur politischen Bildung, 256 (2003).

René **Edenhofer**, Lilien-Porzellan : von der Keramik AG zur ÖSPAG. Tafelgeschirr von 1959 – 1971 (2.erw.Aufl. Deutsch-Wagram 2005).

Franz X. **Eder**, Peter Eigner, Andreas Resch u. Andreas Weigl, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (= Querschnitte, Bd. 12, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003).

Franz X. **Eder**, Privater Konsum und Haushaltseinkommen im 20. Jahrhundert. In: Ders., Peter Eigner, Andreas Resch u. Andreas Weigl, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (= Querschnitte, Bd. 12, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003), S. 201–285.

Judith **Eiblmayr** u. Iris Meder (Hg.), Moderat modern. Erich Boltenstern und die Baukultur nach 1945, Ausstellungskatalog: Wien Museum Karlsplatz, 20. Oktober 2005 - 29. Jänner 2006 (Salzburg 2005).

Peter **Eigner** u. Andrea Helige (Hg.), Peter Eigner (Text), Susanne Breuss (Beiträge), Andrea Pühringer (Mitarb.), Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (Wien 1999).

Peter **Eigner**, Herbert Matis u. Andreas Resch, Sozialer Wohnbau in Wien. Eine historische Bestandsaufnahme. In: Studien zur Wiener Geschichte (= Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Band 55, Wien 1999), S. 49-100, Web:

[http://www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/matis\\_wohnbau.pdf](http://www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/matis_wohnbau.pdf) (Stand 15.9.2016).

Peter **Eigner** u. Andreas Resch, Die wirtschaftliche Entwicklung Wiens im 20. Jahrhundert. In: Franz X. Eder, Peter Eigner, Andreas Resch u. Andreas Weigl, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (= Querschnitte, Bd. 12, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003), S. 8–140.

Eberhard von **Einem** (Hg.), Wohnen. Markt in Schieflage – Politik in Not (= Stadtforschung aktuell, Wiesbaden 2016).

Helmut **Eisendle**, Wohnen. In: Jan Tabor, den fuß in der tür: manifeste des wohnens, Ausstellungskatalog (Wien 2000), S. 9–11.

Andrea **Ellmeier**, Konsum, Politik und Geschlecht. Österreich in den 1950er und 1960er Jahren (Diss. Wien 2005).

Charlotte **Fiell** u. Peter Fiell (Hg.), Decorative Art. 1950s (Köln 2000).

Ingeborg **Flagge** (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999).

Ulli **Fuchs** u. Wolfgang Slapansky; Wolfgang Kos (Vorw.), Trümmer und Träume. Alltag in Favoriten 1945 – 1955. Dokumentation zum Gesprächskreis an der VHS-Favoriten (Wien 1991).

Johannes **Göderitz**, Hubert Hoffmann u. Roland Rainer, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt (= Archiv für Städtebau und Landesplanung, 4, Tübingen 1957).

Sonja **Günther**, Die fünfziger Jahre. Innenarchitektur und Wohndesign (Stuttgart 1994).

Eva **Hack**, Abschied von der Bassena. Soziales Wohnen – Die Entwicklung einer Idee. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985), S. 136–142.

Ernst **Hanisch**, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (= Österreichische Geschichte in 10 Bänden, Herwig Wolfram (Hg.), Bd.: 1890 – 1990, Wien [1.Aufl.1994] 2005).

Angela **Hareiter**, „...Man sollte fleischfarben sein“. Die Alltagskulisse bleibt, die Requisiten ändern sich. In: Liesbeth Waechter-Böhm (Hg.), Wien 1945 davor/danach, Ausstellungskatalog (Wien 1985), S. 35–49.

Hartmut **Häußermann** u.a., Stadt und Raum. Soziologische Analysen (= Stadt, Raum und Gesellschaft 1, 2.Aufl. Pfaffenweiler 1992).

Hartmut **Häußermann** u. Walter Siebel, Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens (= Grundlagentexte Soziologie, 2.korr.Aufl. Weinheim/München [1996] 2000).

Hartmut **Häußermann** u. Walter Siebel, Soziologie des Wohnens. In: Hartmut Häußermann, Stadt und Raum. Soziologische Analysen (= Stadt, Raum und Gesellschaft 1, 2.Aufl. Pfaffenweiler 1992), S. 96–116.

Hans-Christian **Heintschel**, Mit Kinderaugen: Wohnen in Wien 1945–2001. In: Perspektiven der aufbau (2001), Heft 5/6, S. 20–30.

Helga **Hirsch**, Endlich wieder leben. Die fünfziger Jahre im Rückblick von Frauen (München 2012).

Ela **Hornung**, Sie sind das Glück, Sie sind die Göttin! Glück und Arbeit in bürgerlichen Hauswirtschaftsratgebern. In: Monika Bernold u.a., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private (Wien 1990), S. 105-133.

Editha **Hörander**, Der Tisch als Metapher und Realität. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 135–144.

Gerhard **Jagschitz** u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985).

Hartmut **Kaelble**, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart (München 2007).

Gabriele **Kaiser** u. Monika Platzer, Architektur in Österreich im 20. und 21. Jahrhundert, Architekturzentrum Wien (Hg.), (Basel/Boston/Berlin 2006).

Gabriele **Kaiser**, Noch nicht vor – nicht mehr zurück, Architektur im Wiederaufbau. In: Eva B. Ottlinger (Hg.), Möbeldesign der 50er Jahre. Wien im internationalen Kontext (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 20, Wien/Köln/Weimar 2005), S. 21–39.

Gabriele **Kaiser**, Substanzverluste/Neuansätze. Architektur in Wien 1945–1955. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), Wiederaufbau in Österreich 1945–1955. Rekonstruktion oder Neubeginn? (= Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde, Wien/München 2006), S. 125–144.

Ursula **Kanacher**, Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel der Wohnungsgrundrisse als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850 - 1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie (Frankfurt/Main 1987).

Helmut **Korzendörfer**, Stadtplanung vor dem Hintergrund der Stadtentwicklung 1945–1981. In: Wien 2000. Der Stadtentwicklungsplan für Wien. Die städtebauliche Entwicklung Wiens von 1945–1981, Ausstellungskatalog, hg. von Geschäftsgruppe Stadtplanung (Wien 1981), S. 23-35.

Wolfgang **Kos** u. Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der zweiten Republik (Wien 1996).

Wolfgang **Kos**, Preiswert, zweckmäßig, schön. Die Fachzeitschrift „Der Bau“ als Zeitdokument, Herbst 1955. In: Judith Eiblmayr u. Iris Meder (Hg.), Moderat modern. Erich Boltensstern und die Baukultur nach 1945, Ausstellungskatalog: Wien Museum Karlsplatz, 20. Oktober 2005 - 29. Jänner 2006 (Salzburg 2005), S. 79–87.

Joachim **Krause**, Werte aus dem Berliner Zimmer. In: Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Ausstellungskat., hg. von Deutscher Werkbund e.V. u. Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Darmstadt 1986) S. 238-248.

Ulla **Kurz**, Die Situation der Frauen in der Nachkriegszeit in Österreich (Dipl.arb. Wien 1991).

Marcello **La Speranza**, Wien 1945–1955. Zeitzeugen berichten (Graz 2007).

Norbert **Leser**, Österreich – geistige Provinz? (Wien/Hannover/Bern 1965).

Eva **Male**, Baukultur nach 1945: Solide und unterschätzt. „MODERAT MODERN“. Ausstellung im Wien Museum rund um den Nachkriegsarchitekten Erich Boltensstern, Die Presse, 20.10.2005, S. 35.

Karl **Mang** u. Eva Mang-Frimmel (Konzept), Kommunaler Wohnbau in Wien. Die Leistungen in der 2. Republik, Ausstellungskatalog (Wien 1978).

Peter **Marchart**, Wohnbau in Wien 1923 – 83 (Wien 1984).

Vera **Mayer**, Wohnfunktion und Wohnverhalten. Aspekte der volkskundlichen Erforschung von Wohnkultur am Beispiel Wiens. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, hg. vom Verein für Volkskunde, Band XLIII / 92 (Wien 1989), S. 206–228.

Vera **Mayer**, Beichtvater im Schlafzimmer und die "geheimen Gemächer". Ein Beitrag zur Geschichte des Privaten und der Intimität in der Wiener Wohnkultur. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 117–134.

Alexander **Mitscherlich**, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden (Erstausg. Frankfurt am Main 1965).

Merith **Niehuss**, Kontinuität und Wandel der Familie in den 50er Jahren. In: Axel Schildt u. Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33, Studienausg. Bonn [1993] 1998), S. 316-334.

Irene **Nierhaus**, Heimat und Serie. Zum Wohnbau nach 1945. In: Wolfgang Kos u. Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der zweiten Republik (Wien 1996), S. 329–344.

Irene **Nierhaus**, Kunst – am – Bau im Wiener kommunalem Wohnbau der fünfziger Jahre (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, Sonderbd. 10, Wien/Köln/Weimar 1993).

Irene **Nierhaus**, Vorgarten und Vorzimmer. Nahtstellen von Privatem und Öffentlichem im Wiener Wohnbau nach 1945, In: Reinhard Sieder, Heinz Steinert u. Emmerich Tálos (Hg.), Österreich 1945–1995. Gesellschaft Politik Kultur (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Band 60, Wien 1995), S. 581–598.

Eva B. **Ottillinger** (Hg.), Möbeldesign der 50er Jahre. Wien im internationalen Kontext (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 20, Wien/Köln/Weimar 2005).

Eva B. **Ottillinger** (Hg.), Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte, Ausstellungskatalog (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 24, Wien/Köln/Weimar 2006).

Eva B. **Ottillinger**, Kindermöbel im Spiegel der internationalen Designentwicklung, 1900–1970. In: wie unten, S. 81–86.

Eva B. **Ottillinger**, Wiener Kindermöbel zur Zeit des Wiederaufbaus. In: Dies. (Hg.), Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte, Ausstellungskatalog (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 24, Wien/Köln/Weimar 2006), S. 87–96.

Eva B. **Ottillinger**, Kontinuität und Neubeginn, Wiener Möbeldesign im internationalen Kontext. In: Dies. (Hg.), Möbeldesign der 50er Jahre. Wien im internationalen Kontext (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, Bd. 20, Wien/Köln/Weimar 2005), S. 41–87.

Eva B. **Ottillinger**, SW Möbel: Soziale Wohnkultur. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 45–54.

**Österreichische Zeitschrift für Volkskunde**, hg. vom Verein für Volkskunde, Band XLIII / 92 (Wien 1989).



Oskar **Payer**. In: *Wien Geschichte Wiki*, Web: [https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Oskar\\_Payer](https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Oskar_Payer) (Stand 20.8.2016).

**Perspektiven**. der aufbau (2001), Heft 5/6.

Joachim **Petsch**, Wiltrud Petsch-Bahr (Mitarb.), Eigenheim und gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Städtebau – Architektur – Einrichtungsstile (Köln 1989).

Kristina **Pfoser**, Neuer Roman von Peter Henisch, ORF / Ö1, 26.9.2016, Web: <http://oe1.orf.at/artikel/452117> (Stand 2.10.2016).

Sabine **Pollak**, Erlertes Glück im Wohnen. Die Vermittlung einer neuen Wohnkultur der 1950er Jahre aus genderspezifischer Sicht. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 29-44.

Walter **Prigge** (Hg.), Ernst Neufert. Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert (= Edition Bauhaus, Bd. 5, Frankfurt a.M./New York 1999).

Roberta **Rastl**, Küche und Kochen. Zur geschlechtsspezifischen Aneignung eines Alltagsortes in Wien seit den 1950er Jahren (Diss. Wien 2001).

Oliver **Rathkolb** u. Friedrich Stadler (Hg.), Das Jahr 1968 - Ereignis, Symbol, Chiffre (= Zeitgeschichte im Kontext, Bd.1, Göttingen 2010).

Bernd **Rießland**, Das „Wirtschaftswunder“. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985), S. 90–101.

Klaus **Ronneberger**, Biomacht und Hygiene. Normalisierung im fordistischen Wohnbau. In: Walter Prigge (Hg.), Ernst Neufert. Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert (= Edition Bauhaus, Bd. 5, Frankfurt a.M./New York 1999), S. 432–464.

Roman **Sandgruber**, Vom Hunger zum Massenkonsum. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985), S. 112–122.

Roman **Sandgruber**, Wohnen mit dem beginnenden Wirtschaftswunder. Ergebnisse der Konsumerhebungen aus Oberösterreich von 1950 bis 1974. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 95–116.

Edith **Saurer**, Schweißblätter. Gedankenfetzen zu Frauengeschichte in den fünfziger Jahren. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.), die „wilden“ fünfziger jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich (St. Pölten/Wien 1985), S. 42–53.

Axel **Schildt** u. Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33, Studienausg. Bonn [1993] 1998).

**Schock und Schöpfung.** Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Ausstellungskat., hg. von Deutscher Werkbund e.V. u. Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Darmstadt 1986).

Dieter **Schwab**, Stichwort "Familie". In: Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Kodelleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politischen Sprache in Deutschland, Bd. 2 / E–G (Stuttgart 1975), S. 253–301.

Sabine **Schwabl**, Das Kinderzimmer im Kontext familiären Wohnens (Dipl.arb. Wien 1994).

Gert **Selle**, Das unsichtbare Wohnen. In: Andrea Euler (Red.), wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 22. Mai – 26. Oktober 2005 (hg. von Land Oberösterreich / Oberösterreichische Landesmuseen, Weitra 2005), S. 13–22.

Gert **Selle**, Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens (2.Aufl. Frankfurt am Main/New York [1993] 1996).

Reinhard **Sieder**, Sozialgeschichte der Familie (Frankfurt/M. 1987).

Reinhard **Sieder**, Heinz Steinert u. Emmerich Tálos (Hg.), Österreich 1945–1995. Gesellschaft Politik Kultur (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Band 60, Wien 1995).

Herta **Singer**, Wiederaufbauen heißt Bessermachen. In: Karl Ziak (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965), S. 83–101.

Dietmar **Steiner** (Konzept u. Red.), Wiener Wohnbau. Wirklichkeiten [eine Ausstellung im Wiener Künstlerhaus vom 8.11. bis 8.12.1985], hg. von Magistrat der Stadt Wien, MA 19 - Architektur und Stadtgestaltung u. Gesellschaft Bildender Künstler Österreichs, Künstlerhaus (Wien 1985).

Dietmar **Steiner** (Text u. Red.), Neuer Wiener Wohnbau. New housing in Vienna. Eine Ausstellung des Bundesministeriums für Auswärtige Angelegenheiten und der Stadt Wien 1986/1992 (Erw. u. aktualisierte Buchausg. d. Kataloges 1986, Wien 1991).

Kurt **Stimmer**, 1945: Es gab nichts außer Optimismus. In: Perspektiven. der aufbau (2001), Heft 5/6, S. 14–18.

Kurt **Stimmer**, Wien 2000. Wiens kommunale Entwicklung seit 1945 (Wien 1999).

Peter **Stuiber**, Hausfrauen-Report, Die Presse, 6.5.2006, Beilage/Schaufenster, S. 22–24.

Jan **Tabor**, den fuß in der tür: manifeste des wohnens, Ausstellungskatalog (Wien 2000).

Erika **Thurner**, Frauen – Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz. In: Irene Bandhauer-Schöffmann u. Ela Hornung (Hg.), Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit"

(= Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 22, Wien/Salzburg 1992), S. 3–14.

Margret **Tränkle**, Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik. In: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau (Stuttgart 1999), S. 688–806.

Liesbeth **Waechter-Böhm** (Hg.), Wien 1945 davor/danach, Ausstellungskatalog (Wien 1985).

Karina **Wagenhofer**, Zur Geschichte und Gegenwart moderner Wohnkultur am Beispiel Wien. Entwicklungen von Wohn- und Lebensstilen seit 1945 (Dipl.arb. Wien 2003).

Andreas **Weigl**, Peter Eigner u. Ernst Gerhard Eder (Hg.), Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater (= Geschichte der Stadt Wien, Bd. 8, Innsbruck 2015).

Monika **Wenzl-Bachmayer** (Hg.), Feminine Fifties. Die Wirtschaftswunderfrauen, Ausstellungskatalog (Wien 2010).

**Wien 1945 – 1955 – 2015. Wohnen in Wien**, Ausstellung: kuratiert v. Doris Zametzer, Herbert Depner und Alfred Gerstl (= Landstraßer Protokolle, VHS Landstraße, Wien 2015), Web:[http://www.vhs.at/fileadmin/uploads\\_landstrasse\\_bestand/uploads\\_vhslandstrasse/downloads/pdf/vhs3\\_protokolle\\_wohnen-kl.pdf](http://www.vhs.at/fileadmin/uploads_landstrasse_bestand/uploads_vhslandstrasse/downloads/pdf/vhs3_protokolle_wohnen-kl.pdf) (Stand 28.9.2016).

**Wien 2000. Der Stadtentwicklungsplan für Wien**. Die städtebauliche Entwicklung Wiens von 1945–1981, Ausstellungskatalog, hg. von Geschäftsgruppe Stadtplanung (Wien 1981).

Der **Wiener Gemeindebau**, Wiener Wohnen, Web (Stand 25.9.2016):

<http://www.wienerwohnen.at/wiener-gemeindebau.html> .

**Wiener Gemeindebauten der Nachkriegszeit**. Wien Kulturgut/Suche nach Gemeindebau/Nachkriegszeit, Web (Stand 17.9.2016):

<https://www.wien.gv.at/kulturportal/public/searching/search.aspx?SearchOption=8> .

Wolfgang **Windbrechtinger**, Die Entwicklung der Grundrisse im kommunalen Wohnbau der Gemeinde Wien. In: Karl Mang u. Eva Mang-Frimmel (Konzept), Kommunaler Wohnbau in Wien. Die Leistungen in der 2. Republik, Ausstellungskatalog (Wien 1978), S. 17–22.

Corinna **Wodarz**, Unser Haushalt in den 50er und 60er Jahren (Wartberg 2006).

Regina **Wonisch**, Verbürgerlichung der Lebenskultur – Zur Ausstellung „Die Fau und ihre Wohnung“ (1950–1960). In: Christina Altenstraßer, Gabriella Hauch u. Hermann Kepplinger (Hg.), gender housing. geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd.5, Innsbruck 2007), S. 116–137.

Karl **Ziak** (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965).

Karl **Ziak**, Im Jahre Null. In: Ders. (Red.), Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965 (Wien 1965), S. 7–17.

## 14.2. Quellen

Franz **Bauer** u. Cathrin Seifert, Das schöne Zuhause (J.E. Schuler (Hg.), Stuttgart 1960).

Rudolf J. **Boeck**, Auf dem Weg zum "Sozialmöbel". Betrachtungen zu der Ausstellung "Soziale Wohnkultur", Dezember 1952 – Jänner 1953 in Wien. In: Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 8. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1953 (Wien), Nr. 1, S. 7–20.

Rudolf J. **Boeck**, Soziale Wohnkultur. In: Der Aufbau, 10. Jahrgang (1955), Nr. 12, S. 500–501.

Alfred **Bruckmann**, Die schöne Wohnung (München 1959).

L. **Buffet-Challie**, Zimmer für Kinder und junge Menschen (Düsseldorf/Lausanne, o.J. [1950]).

**Constanze**. Schöner wohnen – Schöner bauen (1956), Nr. 27.

**Der Aufbau**. Monatsschrift für den Wiederaufbau, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien, 6. Jahrgang, Jänner bis Dezember 1951 (Wien).

Der Aufbau, 8. Jahrgang (1953).

Der Aufbau, 9. Jahrgang (1954).

Der Aufbau, 10. Jahrgang (1955).

**Der Bau**, 10. Jg. (1955), Heft 9/10.

**Das Schöne Heim**. Architektur, Raum- und Gartengestaltung (Wien 1949), Heft 1 u. 2.

Anton **Ebner** u.a., Unsere Republik im Wandel der Zeit (Wien 1963).

**Film und Frau**, Sonderheft: Wir haben Gäste (1956).

Gerd u. Ursula **Hatje**, Knaurs Wohnbuch (München/Zürich 1961).

Peter **Henisch**, Suchbild mit Katze. Roman (Wien 2016).

**Heute**, 27.9.2016, Titelblatt.

Gustav **Krall**, Grundlagenforschung für die Wiener Stadtplanung. In: ...wohnen in Wien. Ergebnisse und Folgerungen aus einer Untersuchung von Wiener Wohnverhältnissen, Wohnwünschen und städtischer Umwelt, hg. von: Das Stadtbauamt der Stadt Wien (= Der Aufbau, Monographie 8, Wien 1956), S. 9-23.

Otto **Niedermoser**, Schön wohnen, schöner leben (2.verb.Aufl., Frankfurt a.M./ Wien 1954).

Oskar **Riedel**, Kleinstwohnung mit Zimmer u. Küche in einem Zinshaus. In: Wohnkultur und Dekoration (Hontschik, Hg., Wien [1950/1951] ), Heft 1 u. 2, S. 19–22.

Oskar **Payer**, Praktische Wohnungskunde. Die Grundanforderungen an "Gesunde Wohnungen für alle" (Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung, Hg., Wien 1953).

Oskar **Payer** u. Peter Payer, Haushalt und Wohnung. Eine praktische Wohnkunde (Wien 1967).

Oskar **Payer** u. Peter Payer, Praktische Wohnungskunde. Ein Lehrbuch und Ratgeber für alle, die gut und schöner Wohnen und die gut und besser Haushalten wollen (Wien 1971).

Oskar u. Peter **Payer**, Wünschbare und erfüllbare Formen der menschlichen Behausung (Wien o.J. [ca. 1960] ).

Reinhard **Priessnitz**, wohnen in wien. In: Dietmar Steiner (Konzept u. Red.), Wiener **Wohnbau. Wirklichkeiten** [eine Ausstellung im Wiener Künstlerhaus vom 8.11. bis 8.12.1985], Hg.: Magistrat der Stadt Wien, MA 19 - Architektur und Stadtgestaltung u. Gesellschaft Bildender Künstler Österreichs, Künstlerhaus (Wien 1985), S. 33–35.

Reinhard **Priessnitz**, wohnen in wien. In: Richard Reichensperger (Hg.), Vorfrende Wien. Literarische Warnungen 1945 – 1995 (Frankfurt/Main 1995), S. 101–104.

**Ringturm. Wien**, hg. von Stadtbauamt der Stadt Wien (= Monographiereihe der Zeitschrift Der Aufbau, Wien Juni/1955).

Roland **Rainer**, Die Behausungsfrage (Wien 1947).

Richard **Reichensperger** (Hg.), Vorfrende Wien. Literarische Warnungen 1945 – 1995 (Frankfurt/Main 1995).

Eva M.J. **Schmid**, Unsere Wohnung. Einrichten und Gestalten (Gütersloh [1960] 1966).

Franz **Schuster**, Der Stil unserer Zeit. die fünf Formen des Gestaltens der äusseren Welt des Menschen. ein Beitrag zum kulturellen Wiederaufbau (Wien 1948).

Franz **Schuster**, Die Wiener Einbauküche. In: Der Aufbau, 9. Jahrgang (Wien 1954), Nr. 8, S. 349–356.

Margarete **Schütte-Lihotzky**, Warum ich Architektin wurde (Biographische Texte posthum hg.v. Karin Zogmayer, Salzburg 2004).

**Soziale Wohnkultur**, hg. v. Österreichisches Produktivitätszentrum, Ausst.Kat. (Wien 1952).

Der **soziale Wohnungsbau der Stadt Wien**, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien (= Buchreihe DER AUFBAU 32, Wien 1956).

Rudolf J. Boeck, Die gesellschaftsbiologische Situation von Wien und ihre Auswirkungen auf den sozialen Wohnungsbau, S. 100-102.

Franz Jonas, Wir bauen eine bessere Stadt, S. 3.

Der **soziale Wohnungsbau der Stadt Wien**, hg. vom Stadtbauamt der Stadt Wien (= Buchreihe DER AUFBAU 39, 2.Aufl. Wien [1956] 1960).

Franz Schuster, Das Schnellbauprogramm, S. 59 f.

Robert **Stern** (Red.), neues Wohnen. Ein Ratgeber für jedermann (2.verb.u.erw.Aufl., Wien [1952] 1956).

**...wohnen in Wien**. Ergebnisse und Folgerungen aus einer Untersuchung von Wiener Wohnverhältnissen, Wohnwünschen und städtischer Umwelt, hg. von: Das Stadtbauamt der Stadt Wien (= Der Aufbau, Monographie 8, Wien 1956).

**Wohnkultur und Dekoration** (Hontschik, Hg., Wien o.J. [1950/1951] ), Heft 1 u. 2 .

## ZUSAMMENFASSUNG

Zerstörung, Wiederaufbau und Wohlstand: Das sind die drei Eckpfeiler in der Geschichte Wiens, an denen sich vorliegende wissenschaftliche Arbeit orientiert und die zugleich auch für die Lebens- und Wohnbedingungen jener in sozialhistorischer Sicht einmaligen Phase der 'langen' 1950er Jahre grundlegende Prämissen darstellen – einer historisch gesehen nur relativ kurzen Zeitspanne, die dennoch gekennzeichnet ist durch außergewöhnliche Extreme zwischen ihren Anfängen und den sich anbahnenden Veränderungen im folgenden Jahrzehnt der Sechziger.

Das Wohnen als fundamentale und breitgefächerte Lebensäußerung wird hier mit dem Ziel einer sozial- und kulturhistorischen Deutung in seinen unterschiedlichen Aspekten und Entwicklungslinien untersucht. Dabei spannt sich der Bogen von der unmittelbaren Wiener Nachkriegszeit, einer Situation des allgemeinen Zusammenbruchs, der Obdachlosigkeit und des Flüchtlingseleids, über die gemeinsamen Anstrengungen des Wiederaufbaus bis zum beginnenden Wohlstand der wirtschaftlichen Aufschwungsjahre, als viele Familien erstmals eine eigene Wohnung beziehen konnten und damit Familienleben wieder in Privatsphäre möglich wurde. Die notwendigen Bauprogramme zur Errichtung neuer Wohnungen, aber auch die wirtschaftlichen Fortschritte am Einrichtungssektor sowie wohnkulturelle, funktionale und ästhetische Bemühungen um geeignete Möblierung werden aufgezeigt, so zum Beispiel die Aktion der "Sozialen Wohnkultur", die sowohl einen neuen Möbelstil verspricht als auch durch neue technische Möglichkeiten der seriellen Erzeugung weitreichende wirtschaftliche Impulse setzen kann. Weitere Themenschwerpunkte sind die fortschreitende Technisierung der Haushalte, der mediale Einfluss auf traditionelle bürgerliche Wohn- und Lebensstile und die Propagierung neuer Wohnkultur aus genderspezifischer Sicht, das Rollenbild der (Haus)Frau und die Diskrepanz zwischen der Vision der 'Reklame' einerseits und des durchschnittlichen Alltags andererseits.

Letztlich wird hinterfragt, wie weit das heutige Bild der fünfziger Jahre, rückblickend als heiter-bunte Mischung lebhafter Tapetenmuster, Nierentischchen oder Tütenlampen wahrgenommen, sich von der historischen Realität einer von Krieg und Not geprägten Gesellschaft unterscheidet.

## ABSTRACT

Destruction, Reconstruction and Prosperity: These are the three cornerstones in the history of Vienna, this dissertation is based on. At the same time, these key words also provide basic premises for the living- and housing-conditions of the socio-historically unique period of the 'long' 1950s — a historically relatively short period, characterized by extraordinary extremes between their beginnings and the emerging changes In the following decade of the sixties.

Living as a fundamental and manifold expression of life is examined with the aim of a social- and cultural-historical interpretation in its various aspects and development lines. The spectrum of subjects ranges from the Viennese' post-war period, a state of general collapse, homelessness and refugee misery, over the joint efforts of reconstruction to the beginning prosperity of the economic upswing, when many families were able to regain privacy by moving into their own homes again. The essential construction programs for the erection of new apartments, as well as the economic progress in the furnishing sector, and finally residential, functional and aesthetic efforts for suitable furnishing, will be presented. For instance "social housing culture", which promises a new style of furniture as well as new technical possibilities for serial production. Other main themes are the progressive technization of households, the media influence on traditional bourgeois living and lifestyle concepts, and the promotion of new living cultures from a genre-specific perspective: the role of the (house) woman and the discrepancy between the vision of 'advertising' on the one hand and the average everyday life on the other hand.

Ultimately, it is questioned how far today's image of the fifties — retrospectively perceived as a bright and colorful mixture of lively wallpaper patterns, kidney tables or trumpet shaped lights — differs from the historical reality of a society characterized by war and distress.